8B3B72
BB12

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class 833B72 Book BB12 Volume

Heyne Library 1909

My 09-10M

Digitized by the Internet Archive
in 2016 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign

https://archive.org/details/armemannimtoggen00baec

Der

arme Mann im Toggenburg.

Von

Dr. Jacob Baechtold.

(Separatabdruck aus der „Neuen Zürcher-Ztg.", Februar 1882.)

Zürich.
Druck von Zürcher und Furrer.
1882.

833 B72
BB12

Im Dezember 1787 erhielt der Züricher Rathsherr Hans Heinrich Füßli, Mitinhaber der Buchhandlung Orell Geßner Füßli und Komp. und Herausgeber des „Schweiz. Museums" vom Pfarrer zu Wattwyl im Toggenburg Nachricht von einem merkwürdigen Naturgenie. In Wattwyl lebe ein armer Weber, der den Tag über fleißig seinem kümmerlichen Beruf obliege, des Nachts aber zur Feder greife und in der kunstlosen Sprache des Herzens tausenderlei Dinge niederschreibe. Eine Probe dieser Schriftstellerei war beigelegt und Füßli ließ erst Bruchstücke in seiner Zeitschrift *), dann 1789–92 zur Freude des Publikums zwei Bändchen sämmtlicher Schriften „des armen Mannes im Tockenburg" drucken. Der erste Band enthält „die Lebensgeschichte und natürlichen Ebentheuer", der zweite Stellen aus den Tagebüchern des armen Mannes.**) Das Buch erwarb seinem originellen Urheber einen gewissen literarischen Ruf in der Schweiz und um die Mitte unseres Jahrhunderts wurde das halb verschollene Andenken an diesen Autodidakten wieder aufgefrischt durch einen Schüler und Freund Ludwig Tieck's, den 1853 auf Schloß Oetlishausen im Thurgau verstorbenen Eduard von Bülow***). Fügen wir noch hinzu, daß Gustav Freytag in seinen berühmten Bildern aus der deutschen Vergangenheit †) in die Schilderung des Garnisonlebens während des siebenjährigen Krieges einen bekannten Abschnitt aus der Selbstbiographie des armen Mannes aufgenommen hat und vor einigen Jahren nun auch das merkwürdige Shake-

*) IV. Jahrgang 2. Heft.

**) Proben daraus im Helvetischen Kalender 1789.

***) Der arme Mann im Tockenburg (Leipzig 1852). Bülow hat Bräckers Jugendgeschichte auch novellistisch behandelt. Eine zweite Neubearbeitung der Autobiographie lieferte Prof. Scheitlin in St. Gallen.

†) Bd. IV, 202 ff.

172881

speare-Büchlein desselben publizirt worden ist *), so sind die wichtigsten Arbeiten, denen wir die Kenntniß dieser interessanten Persönlichkeit verdanken, genannt. Der nachfolgenden Skizze haben vor allem die hinterlassenen Manuskripte des armen Mannes, welche das Kantonsarchiv und die Stadtbibliothek in St. Gallen aufbewahren, das Material geliefert.

Ulrich Bräcker wurde am 22. Dezember 1735 im Näbis, Gemeinde Wattwyl geboren. „Mein Vaterland — wir lassen den armen Mann am liebsten selbst reden — ist zwar kein Schlauraffenland, kein glückliches Arabien und kein reizendes Pays de Vaud. Es ist das Toggenburg, dessen Einwohner von je her als unruhige und ungeschliffene Leute verschrieen waren. Wer ihnen hierin Unrecht thut, mag's verantworten; ich müßte bei der Behauptung des Gegentheils immer parteiisch scheinen. So viel aber darf ich sagen: aller Orten, so weit ich gekommen bin, hab' ich eben so grobe, wo nicht viel gröbere, eben so dumme, wo nicht viel dümmere Leut angetroffen." — „Ich weiß, daß mein Großvater und desselben Vater arme Leute waren, daß mein Vater keinen Pfennig erbte, daß ihn die Noth sein Lebenlang drückte und er nicht selten über seine kleine Schuldenlast seufzte. Aber deßwegen schäm' ich mich meiner Eltern und Voreltern bei Weitem nicht. Vielmehr bin ich noch eher ein Bischen stolz auf sie. Denn, ihrer Armuth ungeachtet, hab' ich von keinem Dieb oder sonst einem Verbrecher, den die Justiz hätte strafen müssen, von keinem Lasterbuben, Schwelger, Flucher, Verläumder u. s. f. unter ihnen gehört; von Keinem, den man nicht als einen braven Biedermann mußte gelten lassen, der sich nicht ehrlich und redlich in der Welt nährte, von Keinem, der betteln ging. Dagegen kannt' ich wirklich recht manchen wackern, frommen Mann mit zartem Gewissen. — Ich sei ein Bischen zu früh auf der Welt erschienen, sagte man mir. Meine Eltern mußten sich dafür verantworten

*) Von E. Götzinger im Shakespeare-Jahrbuch Bd. 12. Derselbe in der „Illustrirten Schweiz" IV, 501 ff. (1874).

Mag sein, daß ich mich schon im Mutterleibe nach dem Tageslichte gesehnt habe, und dies nach dem Licht Sehnen geht mir wohl all' mein Tage nach. Daneben war ich die erste Kraft meines Vaters".

Der Vater unseres „Näbis-Uli" arbeitete, da wenig Verdienst im Lande war, als Salpetersieder und Pulvermacher. Die Theurung und der Zwölferkrieg waren noch in frischem Angedenken. Erst zu Ende der Dreißigerjahre wurde in Wattwyl das Baumwollenspinnen eingeführt und Bräckers Mutter mag eine von den ersten gewesen sein, die „Löthligarn" spannen.

„Der Näbis liegt im Berg, ob Scheftenau. Von Kappel hört man die Glocke läuten und schlagen. Es sind nur zwei Häuser. Die aufgehende Sonne strahlt beiden grad in die Fenster. Meine Großmutter und die Frau im andern Haus waren zwo Schwestern, fromme alte Mütterlein, welche von andern gottseligen Weibern in der Nachbarschaft fleißig besucht wurden. Meine Großmutter nahm mich oft mit zu diesen Zusammenkünften.

„Was eigentlich da verhandelt wurde, weiß ich nicht mehr; nur so viel, daß mir dabei die Weil' verzweifelt lang war. Ich mußte mäuschenstill sitzen, oder gar knieen. Dann gab's unaufhörliche Ermahnungen und Bestrafungen von den Basen allen, die ich so wenig verstund als eine Katze. Dann und wann aber stahl mich mein Großvater zum Voraus weg und mußt' ich mit ihm in den Berg, wo unsere Kühe weideten. Da zeigte er mir allerlei Vögel, Käfer und Würmchen, dieweil er die Matten säuberte, oder junge Tännchen, den wilden Sevi u. s. f. ausraufte. Wenn er dann Alles an einen Haufen warf, und es bei einbrechendem Abend anzündete, da war's mir erst recht gekocht. Ich ging damals in mein sechstes Jahr, hatte schon zwei Brüder und eine Schwester, von denen es hieß, daß eine alte Frau sie in einer Butte gebracht."

1741 verkaufte der Vater Bräckers sein Heimwesen im Näbis und erwarb sich das Gut Dreischlatt in der Gemeinde Krinau, weil er — wie er sagte — sah, daß ihn eine große Haushaltung anfallen wollte, auch damit er die Kinder in der Einöde, wo sie vor der Verführung

der Welt sicher wären, nach seinem Willen erziehen könnte. Allein durch diesen Kauf nahm er eine große Schuldenlast über sich. Man mußte einen Knecht und eine Magd dingen, da der Vater nebenbei dem Salpeterwerk nachging; die Zinse häuften sich, die Kinder wurden größer, „Knecht und Magd feist, und der Vater mager".

„Unsere Haushaltung vermehrte sich. Es kam alle zwei Jahre geflissentlich ein Kind; Tischgänger genug, aber darum noch keine Arbeiter. Mit dem Vieh war mein Vater nie recht glücklich; es gab immer etwas Krankes. Er meinte, die starken Kräuter auf unserer Weid seien nicht wenig Schuld daran. Der Zins überstieg alle Jahr die Losung. Wir reuteten viel Wald aus, um mehr Mattland und Geld von dem Holz zu bekommen; und doch kamen wir je länger je tiefer in die Schulden und mußten immer aus einem Sack in den andern schleufen. Im Winter sollten ich und die ältesten, welche auf mich folgten, in die Schule; aber die dauerte zu Krinau nur 10 Wochen, und davon gingen uns wegen tiefem Schnee noch etliche ab. Dabei konnte man mich schon zu allerlei Nützlichem brauchen. Wir sollten anfangen, Winterszeit etwas zu verdienen. Mein Vater probirte aller Gattung Gespunst: Flachs, Hanf, Seide, Wolle, Baumwolle; auch lehrte er uns letztere kämbeln, Strumpfstricken u. dgl. Aber keins warf damals viel Lohn ab. Man schmälerte uns den Tisch, meist Milch und Milch, ließ uns lumpen und lempen, um zu sparen. Bis in mein sechszehntes Jahr ging ich selten und im Sommer barfuß in meinem Zwilchröcklein zur Kirche. Indessen kümmerte mich alles dieß um kein Haar. Auch wußt' ich eigentlich nichts davon und war überhaupt ein leichtsinniger Bube, wie's je einen gab. Alle Tage dacht' ich dreimal an's Essen und damit aus. Im Sommer sprang ich in der Wiese und an den Bächen herum, riß Kräuter und Blumen ab und machte Sträuße wie Besen; dann durch alles Gebüsch den Vögeln nach, kletterte auf die Bäume und suchte Nester. War ich dann müd', so setzt' ich mich an die Sonne und schnitzte zuerst Hagstecken, dann Vögel und zuletzt gar Kühe; denen gab ich Namen, zäunt' ihnen eine Weid ein, baut' ihnen Ställe

und fütterte sie; verhandelte dann bald dieses, bald jenes Stück und machte immer wieder schönere."

Drei Jahre lang hütete der Uli die Geißen. Das Vergnügen des Hirtenstandes, den Verdruß und das Ungemach, welches ihm seine Ziegen verursachten, schildert er später auf anmuthige Weise, wobei man an jenen armen Walliserburschen aus einer frühern Zeit, an Thomas Platter, erinnert wird, der in seiner Selbstbiographie ähnliche Züge aus seinem Geißbubenleben erzählt.

Hernach versah Ulrich bei seinem Vater die Stelle eines Knechtes, besuchte die Unterweisung bei Pfarrer Näf aus Zürich, dem er zeitlebens ein dankbares Andenken bewahrt hat und las namentlich fleißig in der Bibel. Die Familie, welche auf acht Kinder angewachsen war, gerieth in wachsende Noth, so daß sich der Vater entschloß, alle Habe seinen Gläubigern zu übergeben. Er bat sie um Gotteswillen, sie möchten ihn von der unerträglichen Last befreien und ihn mit seinen Kindern ruhig ziehen lassen. Da sich die Sache keineswegs so schlimm herausstellte, bat man den Vater Bräcker, das Gut Dreischlatt noch so lange zu bearbeiten, bis sich ein Käufer gefunden.

Im März 1754 zog die Familie nach Wattwyl zurück und pachtete daselbst ein Gütlein. Ulrich verdingte sich als Taglöhner, lernte das Pulvermachen und Salpetersieden.

Im Herbst des folgenden Jahres nahm dieses einförmige Leben eine abenteuerliche Wendung. Er ließ sich von einem Appenzeller überreden, mit diesem die Heimat zu verlassen. Ein unbestimmtes Glück in der Fremde war ihm vorgespiegelt worden. Mit schwerem Herzen nahm Ulrich von den besorgten, redlichen Eltern und vom Liebchen Abschied. Ueber Herisau und Frauenfeld gelangten die Reisenden nach Schaffhausen. Unterwegs predigte ihm sein Gefährte beständig, wie er sich zu verhalten hätte; er solle sich hübsch gerade strecken, frisch antworten u. dgl.

Im „Schiff" zu Schaffhausen wurde Einkehr genommen. Nachdem sie in die Stube getreten, hieß man den jungen Toggenburger die Schuhe ausziehen und an eine Säule unter ein Maß treten. Ein großer, hübscher Mann

betrachtete den Ankömmling von Kopf bis zu den Füßen. Hier stieg dem armen Burschen zum ersten Mal der Verdacht auf, sein Begleiter möchte es nicht am besten mit ihm vorhaben.

Der fremde Herr war ein preußischer Werbeoffizier, mit welchem der Geleitsmann Ulrichs, wie es schien, nicht Handels einig werden konnte, denn dieser verließ das Zimmer und begab sich zu andern Werbern, die sich damals in Schaffhausen befanden. Diese Abwesenheit glaubte Ulrich Bräcker schlau benutzen und allem Weitern vorbeugen zu sollen: gegen 9 Batzen täglichen Lohnes und gute Verpflegung trat er vermeintlich in den Dienst des freundlichen Herrn; in Wahrheit hatte er hiemit preußisches Handgeld genommen und gehörte von diesem Moment an zu dem Heer Friedrichs des Großen, der in der Bedrängniß des siebenjährigen Krieges überall die Werbetrommel rühren ließ. Mit drei Dukaten ließ sich der zurückkehrende biedere Landsmann, der seinen Schützling bereits einem andern Herrn verhandelt hatte, abspeisen. Nach wenig Tagen stand Bräcker in einer hübschen grünen Uniform und mit einem tüchtigen Haarzopf versehen da. „Ullrich, — sagte dann sein gütiger Offizier zu ihm — „wenn Du die Stadt auf und ab gehst, mußt Du hübsch gravitätisch marschiren; den Kopf recht in die Höhe — den Hut ein wenig auf's eine Ohr!" Mit Behagen erzählt Bräcker, wie die Schaffhauser Burger die Hüte vor ihm zogen und ihm gleich einem Herrn begegneten. Er hatte vorderhand nichts zu thun, als den Offizier bei Tisch zu serviren, Kleider auszuklopfen und mit ihm spazieren zu fahren. Als er auf seinen müßigen Streifereien den Rheinfall zum ersten Mal sah, ward's ihm braun und blau vor den Augen.

In der Heimat aber hieß es, der Ulrich sei auf's Meer verkauft worden und da sich die Mutter fast zu Tode grämte, unternahm es der alte Bräcker, selbst nach Schaffhausen zu reisen, um die Grundlosigkeit solcher Gerüchte darzuthun. Er fand wirklich den Sohn in einem bescheidenen Wohlleben. Auch die gute Mutter wollte sich an dem Glück ihres Kindes erfreuen und wanderte später

ebenfalls nach der Rheinstadt, ohne ihren Sohn zu sehen, denn dieser hatte mit seinem Herrn (Markoni war dessen Name) eine Reise nach Rottweil angetreten. Ulrich erhielt ein neues Testament, einige Hemden und einen Brief nachgesandt, in welchem ihm die Mutter das letzte Lebewohl sagen ließ, indem sie keine Hoffnung hätte, ihren Sohn jemals wieder zu sehen.

Markoni, der übrigens unsern Bräcker sehr wohl hielt, war ein lockerer Vogel und machte viel Schulden, aber wenig Rekruten für den großen König. Die üppige Wirthschaft konnte nicht länger dauern. Weder dem Diener noch dem Wachtmeister Markonis gelang es, demselben einige handfeste Kerls ins Garn zu treiben. Seine fünf Leute, unter diesen Ulrich Bräcker, mußten sich im März 1756 marschfertig machen und die Reise nach Berlin unter die Füße nehmen. Dort hoffte Bräcker, seinen Herrn wieder zu treffen und schloß sich den Uebrigen ahnungslos an. Nach 24 beschwerlichen Tagmärschen, am 8. April, rückte unser Toggenburger durch das Spandauerthor in Berlin ein. Es wurde ihm ein Quartier angewiesen. „Da, Mußier! bleib er bis auf fernerer Ordre", hieß es. Ein alter Feldweibel erschien mit einer Uniform, einem Commisbrot und einem Sechsgroschenstück. Auf die verwunderte Frage, was das bedeute, erfuhr Bräcker, daß er ein Rekrut des großen Königs sei. Widersetzlichkeit helfe zu nichts, als daß man ihn auf die Hauptwache zu Wasser und Brot führe und ihn fuchtle, bis ihm die Rippen krachen. In Verzweiflung wandte er sich an den Major des Regiments, der jagte ihn mit der Fuchtel in sein Quartier zurück.

Sofort wurde Bräcker in die Montur gesteckt und mußte den Fahneneid schwören.

Die in der Selbstbiographie nunmehr folgende Partie gehört zum Interessantesten des ganzen Büchleins. Mit eben so großer Anschaulichkeit als historischer Treue ist das Leben in der Garnison, sowie die nächsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges, die Schlacht bei Lowositz (am 1. Oktober) und die Uebergabe der sächsischen Armee geschildert. Nur verlegt Bräcker die letztere auf den 22. Sep-

tember, während die Gefangennahme der Sachsen in Wahrheit auf den 1. Oktober, also auf den Schlachttag bei Lowositz selbst fällt. Vermuthlich war Bräcker Augenzeuge davon, wie eine sächsische Kompagnie die Waffen streckte; später, als er seine Erlebnisse niederschrieb, mag er dieses unwichtige Vorspiel für das größere Ereigniß, das in ganz Europa ungemeines Aufsehen erregte, genommen haben. Uebrigens sah Bräcker nachträglich im Tagebuch vom 23. Nov. 1788 diesen Irrthum selbst ein bei der Lektüre des siebenjährigen Krieges von Archenholz. In Bezug auf die Entwaffnung der sächsischen Armee habe er sich geirrt, doch habe er gefangene Sachsen in Pirna vorbeimarschiren gesehen. In allem Uebrigen stimmen seine Angaben genau zu der Geschichte.

Er wird mit drei andern Landsleuten in das Regiment Itzenplitz gesteckt und nun geht's an's Exerziren. Eines Tages hört er von Kameraden, daß sein Herr Markoni angekommen sei. Er dringt in dessen Wohnung, mit dem Vorsatz, diesem die verübte Verrätherei unter die Nase zu reiben; allein statt dessen wird er zu Thränen gerührt, als jener zu ihm redet: „Ollrich, mein Ollrich! Mach' mir keine Vorwürfe! Du warst mir lieb, bist's noch und wirst mir's immer bleiben. Aber ich mußte nach meinen Umständen handeln. Gib dich zufrieden! Ich und du dienen nun Einem Herrn. Halt dich nur brav! Wenn einmal die Exerzitien vorbei sind, kannst du wohl was verdienen. Und wer weiß, vielleicht geht's bald in's Feld und dann — —" Markoni gibt ihm zu verstehen, daß sich dann wohl eine Gelegenheit zum Ausreißen darbieten würde, was sich unser Toggenburger merkte. Zwar, wenn er die zahlreichen eingebrachten Deserteure Spießruthen laufen sah, verging ihm vorderhand die Luft zum Entweichen. Unter Wasser und Brot, täglichen Prügeln, aufreibendem Manöveriren blies Bräcker die folgenden Monate Trübsal. Im August kam die Marschordre. Am 22. August verließ das Regiment Itzenplitz Berlin und nach zwanzig Tagen gelangte dasselbe an die Elbe nach Pirna, in dessen Nähe die sächsische Armee aufgestellt war. Am 1. Oktober traf man auf die Oesterreicher bei dem

böhmischen Städtchen Lowositz, woselbst die große Schlacht geschlagen wurde. Mitten im Getümmel dachte Ulrich Bräcker bloß auf die Flucht. Lassen wir ihn wieder selbst erzählen.

„Unsre Preußen und Brandenburger packten die kaiserlichen Panduren wie Furien. Ich selber war in Jast und Hitze wie vertaumelt und, mir weder Furcht noch Schreckens bewußt, schoß ich Eines Schießens fast alle meine 60 Patronen los, bis meine Flinte halb glühend war, und ich sie am Riemen nachschleppen mußte; indessen glaub' ich nicht, daß ich eine lebendige Seele traf, sondern alles gieng in die freie Luft. Auf der Ebene am Wasser vor dem Städtchen Lowositz postirten sich die Panduren wieder, und pülverten tapfer in die Weinberge hinauf, daß noch mancher vor und neben mir ins Gras biß. Preußen und Panduren lagen überall durcheinander, und wo sich einer von diesen letztern noch regte, wurde er mit der Kolbe vor den Kopf geschlagen, oder ihm ein Bajonett durch den Leib gestoßen. Und nun gieng in der Ebene das Gefecht von neuem an. Aber wer wird das beschreiben wollen, wo jetzt Rauch und Dampf von Lowositz ausgieng; wo es krachte und donnerte, als ob Himmel und Erde hätten vergehen wollen; wo das unaufhörliche Rumpeln vieler hundert Trommeln, das herzzerschneidende und herzerhebende Ertönen aller Art Feldmusik, das Rufen so vieler Commandeurs und das Brüllen ihrer Adjutanten, das Zetter- und Mordiogeheul so vieler tausend elenden, zerquetschten, halbtodten Opfer dieses Tages alle Sinnen betäubte! Um diese Zeit, es mochte etwa 3 Uhr sein, war ich freilich nicht der Vorderste, sondern unter dem Nachtrab noch etwas im Weinberg droben, von denen indessen mancher, wie gesagt, weit behender als ich von einer Mauer über die andere hinuntersprang, um seinen Brüdern zu Hülf' zu eilen. Da ich also noch ein wenig erhöht stand, und auf die Ebene wie in ein finsteres Donner- und Hagelwetter hineinsah — in diesem Augenblick däucht' es mich Zeit, oder vielmehr mahnte mich mein Schutzengel, mich mit der Flucht zu retten. Ich sah mich deßwegen nach allen Seiten um. Vor mir war alles Feuer, Rauch und

Dampf; hinter mir noch viele nachkommende, auf die Feinde loseilende Truppen, zur Rechten zwei Hauptarmeen in voller Schlachtordnung. Zur Linken endlich sah ich Weinberge, Büsche, Wäldchen, nur hie und da einzelne Menschen, Preußen, Panduren, Husaren, und von diesen mehr Todte und Verwundete, als Lebende. Da, da, auf diese Seite dacht' ich; sonst ist's pur lautere Unmöglichkeit.

Ich schlich also zuerst mit langsamem Marsch ein wenig auf diese linke Seite, die Reben durch. Noch eilten etliche Preußen bei mir vorbei. „Komm', komm', Bruder", sagten sie. „Viktoria!" Ich ripostirte kein Wort, that nur ein wenig bleßirt, und gieng immer noch allgemach fort, freilich mit Furcht und Zittern. Sobald ich mich indessen so weit entfernt hatte, daß mich Niemand mehr sehen mochte, verdoppelte, verdrei-vier-fünf-sechsfachte ich meine Schritte, blickte rechts und links wie ein Jäger, sah noch von weitem, zum letzten Mal in meinem Leben, morden und todtschlagen; strich dann in vollem Galopp ein Gehölze vorbei, das voll todter Husaren, Panduren und Pferde lag; rannte Eines Rennens gerade dem Fluß nach herunter, und stand jetzt an einem Tobel. Jenseits desselben kamen soeben auch etliche kaiserliche Soldaten angestochen, die sich gleichfalls aus der Schlacht weggestohlen hatten, und schlugen, als sie mich so daherlaufen sahen, zum drittenmal auf mich an, ungeachtet ich immer das Gewehr streckte, und ihnen mit dem Hut den gewohnten Wink gab. Doch brannten sie niemals los. Ich faßte also den Entschluß, gerad' auf sie zu zu laufen. Hätt' ich einen andern Weg genommen, würden sie, wie ich nachwärts erfuhr, unfehlbar auf mich gefeuert haben. Ihr H***, dacht' ich, hättet ihr euer Courage bei Lowositz gezeigt! Als ich nun zu ihnen kam, und mich als Deserteur angab, nahmen sie mir das Gewehr ab, unterm Versprechen, mir's nachwärts schon wieder zuzustellen. Aber der, welcher sich dessen impatroniert hatte, verlor sich bald darauf, und nahm das Füsil mit sich. Nun, so sei's."

Die Deserteure wurden nach Prag transportirt, dort erhielten sie österreichische Pässe und durften nun ungehindert die Reise nach der Heimat antreten. Bräcker eilte

mit einem andern Schweizer Bachmann über Regensburg, Ingolstadt, Donauwörth, Bregenz, Rorschach dem langentbehrten Vaterland zu.

„Den 26. Oktober Morgens früh nahm ich den Weg zum letzten Mal unter die Füße, rannte wie ein Reh über Stock und Stein und die lebhafte Vorstellung des Wiedersehens von Eltern, Geschwisterten und meinem Liebchen gieng mir einstweilen für Essen und Trinken. Als ich nun dergestalt meinem geliebten Wattweil immer näher und näher, und endlich auf die schöne Anhöhe kam, von welcher ich seinen Kirchthurm ganz nahe unter mir erblickte, bewegte sich alles in mir, und große Thränen rollten haufenweis über meine Wangen herab. O du erwünschter, gesegneter Ort! so hab' ich dich wieder, und niemand wird mich weiter von dir nehmen, dacht' ich so im Herunterrollen wohl hundert mal; und dankte dabei immer Gottes Vorsehung, die mich aus so vielen Gefahren, wo nicht wunderbar, doch höchst gütig gerettet hat. Auf der Brücke zu Wattweil redete mich ein alter Bekannter an, der vor meinem Weggehn um meine Liebesgeschichte gewußte hatte; und dessen erstes Wort war: „Je gelt, deine Anna ist auch verplempert; dein Vetter Michel war so glückselig, und sie hat schon ein Kind." — Das fuhr mir ja durch Mark und Bein; indessen ließ ich's den argen Unglücksboten nicht merken: „Eh' nun", sagt' ich, „hin ist hin!" Und in der That, zu meinem größten Erstaunen faßt' ich mich sehr bald, und dachte wirklich: „Nun freilich, das hätt' ich nicht hinter ihr gesucht! Aber wenn's so sein muß, so sei's und hab' sie eben ihren Michel!" Dann eilt' ich unserm Wohnort zu. Es war ein schöner Herbstabend. Als ich in die Stube trat (Vater und Mutter waren nicht zu Hause) merkt' ich bald, daß auch nicht eines von meinen Geschwisterten mich erkannte, und sie über dem ungewohnten Spektakel eines preußischen Soldaten nicht wenig erschracken, der so in seiner vollen Montierung, den Torniſter auf dem Rücken, mit runtergelassenem Zottenhut, und einem tüchtigen Schnurrbart sie anredete. Die Kleinen zitterten; der größte griff nach einer Heugabel und — lief davon. Hinwieder wollt' auch ich

mich nicht zu erkennen geben, bis meine Eltern da wären. Endlich kam die Mutter. Ich sprach sie um Nachtherberg an. Sie hatte viele Bedenklichkeiten; der Mann sei nicht da u. dgl. Länger konnt' ich mich nicht halten, ergriff ihre Hand und sagte: „Mutter, Mutter, kennst mich nicht mehr?" O da gieng's zuerst an ein lärmendes, von Zeit zu Zeit mit Thränen vermengtes Freudengeschrei von Kleinen und Großen, dann an ein Bewillkommen, Betasten und Begucken, Fragen und Antworten, daß es eine Tausendslust war. Jedes sagte, was es gethan und gerathen, um mich wieder bei ihnen zu haben. So wollte z. B. meine älteste Schwester ihr Sonntagskleid verkaufen, und mich daraus heimholen lassen. Mittlerweile langte auch der Vater an, den man ziemlich aus der Ferne rufen mußte. Dem guten Mann rannten auch Tropfen die Backen herunter: „Ach Willkomm, willkomm mein Sohn! Gottlob, daß du gesund da bist, und ich einmal alle meine Zehne wieder beisammen habe. Obschon wir arm sind, giebt's doch alleweil Arbeit und Brot." Jetzt brannte mein Herz lichterloh, und fühlte tief die selige Wonne, so viele Menschen auf einmal — und zwar die Meinigen, zu erfreuen. Dann erzählt' ich ihnen noch denselben und etlich' folgende Abende haarklein meine ganze Geschichte."

Seit Ulrich Bräcker das Vaterhaus verlassen, waren genau 13 Monate verflossen. Heim brachte er nichts, als seine preußische Uniform sowie die Fertigkeit, eine schöne Frisur zu machen.

Und nun, was anfangen?

Unser Bräcker blieb bei Salpetersieden, Holzhauen, Wollekämmen zunächst der arme Tropf, der er vorher gewesen. In dieser Lage dachte er nun vollends noch an's Heirathen. „Das schöne Geschlecht war von jeher mein Lieblingskapitel", gesteht er an einem Ort. „Buben — pflegte dann der Vater zu sagen — ich will's Euch zwar nicht wehren, aber werft den Bengel nur ein Bißlein hoch, er fällt schon von selbst wieder tief!"

Seine Schöne (eine Ambühl) rieth Bräcker an, ein Händelchen mit Baumwollengarn anzufangen und seine bisherige Hantierung aufzugeben. Er ging auf diesen

Plan ein. Darauf wollte die Person ein eigenes Haus haben, bevor die Heirath stattfinden könne. Bräcker baute das Haus mittelst einer Schuldenlast von 1000 Gulden. Am Allerseelentag 1761 wurde das Paar kopulirt. „So nahm — heißt es in der Selbstbiographie — meine Freiheit ein Ende und das Zanken gleich den ersten Tag seinen Anfang. Ich sollte mich unterwerfen und wollte nicht. Sie sollt' es auch und will's noch viel minder." Und doch ist Bräcker später noch überzeugt, daß diese Frau für seine Umstände die tauglichste war; so sehr ihm die eine Seite seiner Ehehälfte mißfiel, so aufrichtig ehrte er im Stillen die andere schöne Seite. „Meine Frau ist die bravste von der Welt" — schreibt er einmal in sein Tagebuch. „Was für ein Thor bin ich, daß ich ihr zuweilen weibliche Schwächen, üble Launen, herrschsüchtiges Necken nicht verzeihen, und dagegen ihre vortrefflichen Eigenschaften, das beste redlichste Herz nicht abwägen kann. Sind nicht die gewissenhafteste Treue, die herzlichste, verschlossene Zuneigung und Liebe die Hauptsache? Sie hat eben nicht die Gabe, ihre Liebe, von der ich doch weiß, zu äußern." 1762 starb der geliebte Vater eines jähen Todes beim Holzschlitten und zu den alten Sorgen Bräckers kamen neue, zumal ihm nach und nach eine Stube voll Kinder erblühte. Er lernte die Weberei. Mit dem Garnhandel ging's schief, Mißjahre traten ein. Aber er ließ den Kopf nicht sinken. Ein felsenfestes Vertrauen auf Himmel und Erde half ihm über alles Elend hinweg. Seine einzige Erholung war lesen und schreiben. Und wenn Bräcker seine Devise, der Himmel werde Alles zum Besten lenken, vorbrachte, antwortete seine Hausehre: „Ja! Wie du's verdient! Ich bin unschuldig. Hättest du die gute Zeit in Obacht genommen, du Schlingel, und deine Hände mehr in den Teig gesteckt, als deine Nase in die Bücher!" Der geduldige Eheherr schwieg alsdann auf solche unholde Reden und dachte bei sich: „Aber der Himmel wird doch sorgen!" Zu alledem hielt eine böse Seuche in seinem Hause Einkehr und raffte ihm seinen erstgebornen Knaben und sein ältestes Töchterlein hinweg. Er selbst stand damals am Rande des Grabes. Sein Trost blieben die Bücher und

das Papier, wovon er nächtlicher Weile eine erstaunliche Menge überschrieb. Man hatte ihn ermuntert, in die Lesegesellschaft von Lichtensteig einzutreten und diese gewährte seinem Heißhunger nach Lektüre Nahrung. Die Nachbarn fingen über den „Sonderling" zu zischeln an, sein Weib spie Feuer und Flammen. Bösartige Leute betrogen den Redlichen um Geld und Waare; die Debitoren zahlten nicht, während er selbst von seinen Gläubigern scharf gespornt wurde. Oft überfielen ihn Selbstmordgedanken. In solcher Nothlage faßte er den Entschluß, sich an Lavater in Zürich zu wenden. Der Brief, den „der in den letzten Zügen des Elends liegende, arme geplagte Toggenburger" am 12. Herbstmonat 1777 in einer bangen Nacht niederschrieb, ist der Aufschrei einer auf den Tod betrübten Seele. Als er hernach erfuhr, daß Lavater von Bittenden bestürmt wurde, unterdrückte er sein Schreiben, befahl sich der Vorsehung und arbeitete tapfer mit dem letzten Aufwand aller Leibeskräfte weiter.

Zu Anfang 1779 schienen seine Verhältnisse sich bessern zu wollen. Er fing an, einem Glarner Fabrikanten Johannes Zwicki Tücher weben zu lassen und gelangte nach und nach zu einem kleinen Wohlstande, der ihm sogar ab und zu ein bescheidenes Vergnügen gestattete, so im Herbst 1782 eine Reise nach Zürich. Sein Hauptzweck dabei war, Zürichs berühmte Männer zu sehen. Der erste, bei welchem Bräcker vorsprach, war der Doktor Johann Kaspar Hirzel; von hier ging's zum Rathsherrn Geßner, dem berühmten Idyllendichter. „Er ist ein kleines Männchen, wie wir Bauernflegel etwa zu sagen pflegen, der zwar keinem Schäfer, aber einem Dichter desto ähnlicher sieht." Lavatern traf er in dessen Studirstube. „Was wollt Ihr", fragte er. „„Den großen Lavater sehen."" — „O, Ihr seht nichts als einen armen Sünder", entgegnete Jener. „„Das sind wir Alle"", versetzte der ehrliche Toggenburger. Der Herr Helfer mochte den Fremden für einen Bettler ansehen und klagte, daß er jetzt weder mit geistlichem noch irdischem Gold versehen wäre. Bräcker antwortete, er sei zwar ein armer Wicht, aber doch des letztern nicht bedürftig, das erstere finde er in Lavaters Wer-

ken, worauf ihn dieser mit seiner Silhouette, etlichen Taufzeddeln und einem Büchlein beschenkte.

Im Tagebuch von 1780 steht folgender Eintrag über die Schriften des Züricher Propheten: „Oft möcht' ich dich küssen, geliebter, bester Lavater, mit dir leben und sterben; oft möcht' ich bei deinen Füßen sitzen, wie Maria bei Jesu Füßen, und Lehren von deinen Lippen hören. Aber dann komm' ich auch auf Stellen, wo ich murmle, zwischen den Zähnen murmle: Lavater, du bist ein Joggle, meiner Treu ein Joggle!"

So weit haben wir dem kundigen Leser nichts Neues geboten. Das Alles ist aus der Autobiographie wohl bekannt. Hingegen war man bis jetzt über Bräckers spätere Lebensumstände, sowie über die weitere Schriftstellerei desselben spärlich unterrichtet. Die gedruckte Lebensgeschichte bricht mit dem Jahr 1788 ab und die Tagebücher in der Ausgabe Füßli's umfassen nur die Jahre 79—81. Wir haben uns die Mühe genommen, die acht handschriftlich vorhandenen Quartbände der Bräcker'schen Tagebücher durchzugehen. Das erste beginnt 1770 und das letzte schließt mit August 1798. Eine Lücke ist nur von 71—78 da. Füßli sind die Aufzeichnungen aus dieser Zeit noch vorgelegen, er hat in der Vorrede zum zweiten Band der sämmtlichen Schriften des armen Mannes einige Körner aus dieser Spreu ausgesondert. Möglich, daß sich die verschollenen Originalmanuskripte in Füßli's Nachlaß befinden, unter welchem wohl auch das ebenfalls verloren gegangene Autograph der Bräcker'schen Lebensgeschichte liegen wird. Außer den Tagebüchern gewähren biographische Anhaltspunkte ungedruckte Briefe an Füßli, welche die Züricher Stadtbibliothek aufbewahrt. Seitdem Füßli die Schriften des armen Mannes publizirt hatte, bestand zwischen den beiden ein freundschaftlicher Verkehr; fast alle Sommer von 1789 an besuchte Bräcker seinen Gönner in Zürich, der seinerseits auch mehrere Mal das Häuschen auf der Hochsteig bei Wattwyl betrat und beständig mit Vorschüssen und kleinen Anleihen bereit war, wofür sich Bräcker einmal mit einem Töpfchen Eingemachtem revan-

chirte mit der Bemerkung, daß es von reinlichen Leuten sei und ohne Ekel könne genossen werden.

Das bescheidene Glück der Achtzigerjahre blieb unserm Toggenburger nicht treu. Schon zu Anfang des folgenden Jahrzehnts stack er auf's Neue in Noth und Bedrängniß. Ungünstige Zeitverhältnisse, eigene Sorglosigkeit, unzeitige Güte, dann namentlich die Kinder und Tochtermänner führten allmälig seinen ökonomischen Ruin herbei. Dazu kam eine unbezwingbare Sucht zum Herumfahren und planlosen Reisen, ein Hang, der ihm aus seiner Jugendzeit geblieben war. Im Sommer war er beständig auf den Beinen, entweder mit seinem Garn St. Gallen, Herisau und Glarus zu, oder dann auf den vielen Lustreischen nach Zürich, Wädensweil, Bern, Solothurn, Schaffhausen, Konstanz 2c. begriffen, auf welchen er die Pfarrhäuser absuchte und bekannten Männern nachlief. In Wädensweil, „einem Dorf, das in unserm Helvetien, vielleicht in Europa an Aufklärung wenig seines gleichen hat", kannte er Dr. Hotze, in Zürich die Füßli, Geßner, J. C. Hirzel, in Konstanz den Oberamtmann Sulzer zu Kreuzlingen. Mit großer Umständlichkeit sind im Tagebuch alle diese Erlebnisse beschrieben. Ein Reisebrief an Füßli vom 30. Oktober 1793 über eine Tour nach Bern mag hier abgedruckt werden:

Hochgeehrter theuerster Herr Rathsherr Füßli.

Meinem Versprechen Genüge zu leisten, Ihnen, mein Bester, von meinem kleinen Reischen auf Bern zu rapportieren, mache ich mir ein wahres Vergnügen.

Es war am 23. Herbstmonat, als ich von Ihnen und Ihrer theursten Familie weggieng, der Himmel war trübe und drohte mir schlimm Wetter. Doch kaum war ich auf dem Albis, welchen Weg ich mir viel schlimmer vorgestellt hatte, so klärte sich der Himmel allerliebst auf, und die Sonne beschien Zürich, den ganzen See und eine weitausgebreitete schöne Landschaft, so weit das Auge reichte. Das war mir eine Aussicht zum Entzücken, die ich Ihnen, mein Theurster, nicht zu beschreiben brauche; ich konnte mich kaum satt sehen. Doch ich hatte mir vorgenommen, nirgends lange zu verweilen, gieng also mit ein paar

Zuger Metzgern, um Kameradschaft und Wegweiser zu haben. Es waren gar freundliche Männer, aber ich mußte immer vor und neben mir die herrliche Landschaft begucken, machte bei Kappel auch meine Gedanken über die Lage der Felder, wo ich mir vorstellte, daß die unglückliche Schlacht vorgefallen sei, und so kam ich unter allerhand Gedanken und Gesprächen auf Zug, weilte aber nicht lange und fuhr, weil's just Gelegenheit gab, noch Nachts über'n See auf Buonas, um Morgens desto früher meinen Weg weiter fortsetzen zu können. Macht' mich den 24. dito früh wieder auf den Weg über Honau, Roth, Dietchen, Aebiken bis Luzern, fragte allererst die Wohnungen der Herren Müller und Pfeiffer aus, denen Sie, mein Bester, die Gütigkeit hatten, meine Wenigkeit zu empfehlen, traf dieselben aber leider nicht an, wie ich Ihnen mündlich gesagt habe. Nachdem ich ein bisgen die Stadt beguckt hatte, aße bei der „Linden" Zimbis, wo es gar lustig hergieng, weil eine Tafel voll Rekruten da speisten und lustige Sprünge machten, welches mir wohlthuende Rückerinnerung in mir erweckte an meine ehemalige Jugendsprünge. Doch ich mußte weiter, gieng noch über Blatten, Malters bis Schachen, wollte noch, weil's Nacht, und ich des Wegs unkundig war, mit andern Entlibuchern, die von Luzern ab dem Markt kamen, über die Bramegg auf Entlibuch. Doch die Kerls fiengen an zu spielen und zu saufen, wurden einig, bis 11 Uhr, wo der Mond aufstehe, zu spielen; dazu hatte ich sehr wenig Lust, hatte die Ruhe nöthig, legte mich also zu Bette, um den Morgen zu erwarten. Doch das Gelärm die ganze Nacht ließ mich wenig schlafen, stund vor Tag auf und da fand sich auch noch ein gar freundschaftlicher Entlibucher, der mit mir gleichen Weg gieng bis nah an Entlibuch. Ich genoß schöne Aussichten, mich dünkte, dies Thal habe viel ähnliches mit unserm Toggenburg. In Entlibuch bekam ich ein recht gutes Mehlsüppchen zum Frühstück; hernach setzte meinen Weg fort über Hasle, Schüpfen bis Aeschlismatt, wo ich abermal den Pfarrer verfehlte. Ha, dachte, mein Unstern will, daß ich die Herren Katholiken verfehle, vielleicht ist er mir bei den andern günstiger, sonst muß ich mich heim betteln.

In Aeschlismatt, nahme nur etwas weniges zur Stärkung, ließ mir den Weg über die Alpen bis Trub ohngefähr beschreiben, traf denselben über's Bockhorn, Ilmenboden glücklich und genoß herrliche Aussichten, kam auch gar frühzeitig bei meinem lieben Imhof*) in Trub an, fand ihn und seine Familie unverändert, wie sie zu Wattweil leibten und lebten; ußert daß die Kinder größer und frischer gewachsen. Er führte mich noch denselben Abend und den folgenden Morgen überall herum, und zeigte mir alle seine Herrlichkeiten. Sie alle thaten 100 Fragen, Wattweil betreffend, an mich, die ich nicht die Hälfte beantworten konnte, weil ich all den Sächeln sehr wenig nachfrage. So vergieng uns der Abend und die halbe Nacht; ich wurde halb todt gefragt, mußte endlich bitten, um Gottswillen mich schlafen zu lassen, weil ich die vorige Nacht fast nichts geschlafen; endlich schlief ich bis hoch in den Morgen und blieb bis Nachmittag, da ich mich mit Gewalt losreißen mußte. Imhof und einer der angesehensten Männer des Orts gaben mir das Geleit bis Trubschachen, ich gieng noch bis Langnau, zu übernachten. Den folgenden Tag, als den 27ten, gieng's über Signau, Rüschhofen, Hochstetten, Worb, Gümlingen bis Bern, wo ich allererst die Wohnung meines lieben Studers**) aufsuchte, ihn aber auch zu meinem Schrecken nicht antraf, der aber doch zu gutem Glück noch denselben Abend von einer Reis zurückkam. Hätte ich diesen verfehlt, so hätte ich den Hauptzweck meiner Reis verfehlt. Nun, wir brachten den Abend unter beidseitigen Erzählungen sehr angenehm hin. Seine Mutter und die ganze Studersche Familie sind mir sehr werthe liebenswürdige Menschen. Den folgenden Tag führte mich mein Studer überall in und um Bern herum; auch zu H. D. Rengger, Wagner und Helfer Müsle, daß ich am Abend fast so müde war, als sonst von einer ganzen Tagreis. Den 29. Sonntag im Münster zur Kirche; ein junger Risolt hielt eine gar kurze Alltagspredig. Zimbis aßen wir, das ganze Studer-

*) Früher Pfarrer in Wattwyl.
**) Eines Geschäftsfreundes.

sche Haus, ein Professor von Lusana und einige Frauenzimmer bei meines Studers Bruder in der obern Stube. Es war eine fürstliche Mahlzeit, viel Ueberflüßiges, und für mich Ungewohnliches. Ußert dem Studerschen Hause war ich in Bern Niemanden beschwerlich; ich sollte wenigstens 8 Tage zu Bern bleiben. Man wollte mich auf ein Berg, Napf genannt, führen, wo eine herrliche Aussicht sein soll; man wollte mir alle Merkwürdigkeiten von Bern zeigen, aber ich hatte es meinem l. Studer angesagt, daß meine Zeit es nicht erlaube, also ich mich nicht aufhalten laße. Riß mich auch diesen Abend los, und gieng noch bis Hindelbank. 2 Stund weit gab mir mein lieber Studer das Geleit. Den 30. gieng's über Alchenflüh, Kilchberg, Oeschberg, St. Niklaus, Hochstetten, Helsau, Seeberg, Oberönz, Herzogenbuchsee (Zimbis) über Roderisch bis Savewil (übernacht). Diesen Tag war ein ausgewanderter Franzos von ziemlichem Ansehen mein Reisekamerad. Er verstund nicht deutsch und ich nicht französisch, und doch plauderten wir die meiste Zeit miteinandern. Das war recht komisch, wann wir uns so durch Geberden und Zeichen verständlich machten. Er reiste nach Konstanz und war mir recht lieb und zeitkürzend. Den 1. Oktober über Kolingen, Entfeld bis Aarau. Speiste bei Herrn Rektor R. Fischer Zimbis; der führte mich hernach bei den Gebrüdern Rhanen und bei Herrn Hauptmann Mayer ein. Er selbst war aber nicht zu Haus; gleichwohl habe ich mit vielem Vergnügen seine schönen Kunstwerke beauget. Ich eilte noch denselben Abend fort, um noch über den Berg Biberstein auf Dahlheim zu meinem lieben Gevatter Pfarrer Seelenmatter zu kommen. Auf Biberstein hatte eine der schönsten Aussichten des ganzen Wegs; die l. Sonne neigte sich eben und beglänzte noch eine ungeheure Reihen von einer beschneiten Bergketten, links die Juragebürge und vor mir, so weit das Auge reichte, flachen Landes, das schon im Schatten lag. Ich war von meinem Gevattern gar gut aufgenommen, bewirthet und beherbergt. Thalheim hat viel ähnliches mit Trub, ußert daß Thalheim ein Schmutznest, hingegen in Trub Wilde ist. Ich blieb bis den 2. Oktober Nachmittags. Mußte

Vormittags einer langwirigen Käsobration zusehen, wo ich lieber marschiert wäre. Nachmittag aber machte mich eiligst aus dem Staube, über Schinznach, Umliken bis Brugg, ich wollte weiter. Aber ein Gewitter mit Donner und Blitz kam hinter mir hergezogen, daß ich gerne in Brugg beim Rößle übernacht blieb, und gar wohl war. Den folgenden Morgen machte mich frühzeitig davon, über Königsfelden, Gebensdorf bis Baden, wo ich mich eine Stunde bei der offenen Badquelle, die ich noch nie gesehen hatte, verweilte, Schuhe und Strümpfe auszog und darin herumwadete, meine Füße in die heißstrudelnde Quelle neintauchte, welches meinen alten Knochen trefflich wohl that. Ohne einzukehren gienge noch über Wettingen bis Dietingen, nahm etwas Zimbis und eilte über Schlieren, Altstetten, meinem lieben Zürich zu und dann aufs Rietle, wo ich wie daheime bin, um eine Nacht nach Herzenslust wiederum auszuruhen.

Den 4. Oktober genoß ich die Freude, Sie, mein Bester, Ihre liebenswürdige Gattin und Töchtern wieder zu sehen. Nachmittags gienge noch über Kloten, Lufingen bis Embrach zu übernachten, war gar gut logiert. Den 5ten über Rorbis, Irchel, Berg auf Flach zu meinem lieben Pfarrer Michel, mit dem ich eine kleine Rechnung abzuthun hatte, sit dem er zu Krinau war. Von da über Andelfingen, wo ich in der Kanzlei ein Bisgen verweilte, hernach zu Dorliken in einem Bauernhause übernacht, wo ich von der Nacht überfallen ward, und nirgends kein Gasthof war. Den 6. Sonntag über Altiken, Elliken bis Frauenfeld. Hernach über Matzingen, St. Margreten, auf Weil zum übernachten. Den 7. auf Lichtensteig auf den Markt und heim zu den l. Meinigen in mein altes Nest. Die Meinigen hatten mich bei 8 Tagen noch kaum erwartet, nun reute es mich erst, daß ich hie und da all zu eilig gewesen, wo es mir sonst herzlich wohl behagt hatte. Demohngeacht, trotz aller meiner Eilfertigkeit hat mir doch diese Reise treffliche Dienste gethan. Es war eine wahre Erholung, eine Stärkung von Körper und Geist. Eine Schadloshaltung vor ein ganzes Jahr, für all die Nahrungssorgen, Haus- und Lebensplackereien und

Hundsfutereien, wo man sich so einige Tage los und frei machen kann von dem drückenden Joche, das oft so schwer den Nacken drückt. O, wie wohl thut dann eine solche Erholung!

Dieß ist also, mein theurster Herr Rathsherr, eine gar kurze und kauderwälsche Reisebeschreibung, die ich aber in meinem Tagbüchel ausführlicher beschreibe. Sie können aber leicht denken, mein Bester, daß sich bei solcher Eile wenig Beobachtungen machen lassen. Vielleicht möchten Sie mich aber über dieß und jenes fragen, wie es mir gefallen habe; ich, der ich in meinem Leben nie in all diese Gegenden gekommen, muß Ihnen sagen, daß mir die Landschaften vom Albis bis auf Bern, selbst das Entlebuch ungemein wohl gefallen, daß ich nun erst weiß, daß unser Toggenburg ein rauches Land ist. Nicht daß mich diese Beobachtungen unzufrieden mit meinem Vaterland machen sollen. Von Bern bis Aarau, von da bis Zürich fand ich das Land und die Gegenden noch vortrefflicher, mehr und weniger. Die schönen, wohlgebauten Landschaften, die herrlichen Aussichten auf den Bergen war das meiste, so mich interreßirte und ergötzte. Von den Städten kann ich Ihnen sehr wenig sagen. Zug habe nur in der Abenddämmerung gesehen. Luzern gefiel mir weit besser, als ich mir's vorgestellt hatte; hingegen Bern hat bei mir verloren, ich würde mir Zürich lange nicht an Bern vertauschen. Wer in Bern ein Haus sieht, sieht Alle, wer einen Bogengang geht, geht Alle. Die Lage der Stadt ist schön und erhaben, aber lange nicht die Lage Zürichs und auch Luzerns; da fehlt Manigfaltigkeit und Lebhaftigkeit in Häusern und Menschen, ein stummstolzes Begegnen auf den Gaßen ist alles. Man sagte mir aber, jetz sei just die Zeit, wo die Stadt fast menschenleer, alle Herrschaften auf ihren Gütern, alles im Felde sei. Mag sein; doch ich dachte, es gehe wie mit den Häusern; dachte, wer einen Berner sieht, sieht Alle. Doch mögen ein Studer, Dr. Rengger, Müsle und andere auch eine Ausnahme machen, und die Andern müssen's meinem Unverstande verzeihen. Dörfer habe gleichfalls viel schöne angetroffen, wo Felder und Gebäude von lauter Wohl-

stand zeugten; bisweilen auch liederliche Schmutznester mitunter. Die Landleute düchten mir überhaupt viel freundschaftlicher, als die Stadtbürger, und durch die katolischen Kantone selbst im Entlebuch mehr als durch's Berngebiet. Die kleinern Städtchen Aarau, Brugg, Baden gefielen mir in gewüßer Hinsicht besser, als das stolze Bern. Ja, mein Bester, mit Ihren Empfehlungen wollt' ich ganz Europa durchreisen. Mit Vergnügen werde ich mich das ganze Jahr durch Ihrer und so viel guter Menschen erinnern, Ihnen langes Leben und Gottes Lohn erflehn, mich drauf freuen, solche edle Menschenfreunde zu Freunden zu haben; welch Glück für einen armen Erdbürger!

Als ich grad nach meiner Herkunft die Ehre genoß, Sie mit Ihren Lieben auch hier einen kurzen Augenblick zu sehen und zu sprechen, verreiste Ihr würdiger Tochtermann in's Rheinthal. Nächste Wochen drauf, da ich ohne das auf St. Gallen mußte, machte auch ihme einen Besuch, wie auch einem Herrn Grob und dem Ambühl. Ich ließ mir die zuckersüßen Rheinthalertrauben herzlich wohl schmecken. In Roschach traf ich jenen Franzosen wieder an, dessen ich von Hindelbank weg gedachte; augenblicklich kannte er mich, sprang auf mich zu: ah monsieur Kamerad ꝛc. In Herisau traf ich, wie schon mehrmalen, den Portraitmaler Rheinhard von Luzern an, welcher des Herrn Mayers in Aarau seine Sammlung von Nationaltrachten macht. Er sagte mir, daß er durch's Toggenburg reisen werde; er kam auch letztvergangne Wochen und blieb 6 Tage bei mir, machte mein, meiner Frauen, des Sohns und zwei von meinen Töchtern ihr Portrait. Also fast ein ganzes Familienstück auf zwo Tafeln, just so wie ich Sie bei Herrn Mayers gesehen habe.*) Er bezahlte uns aber vor das Sitzen. Kenner sagen's, und mich dünkt's auch, daß wir Alle sehr gut getroffen seien. Er nimmt in Wattweil noch einige Stücke auf und verreist dann auf Glarus.

Was denken Sie davon, mein Theuerster, der arme

*) Das Familienbild ist in den »Costumes suisses« reproduzirt. Auch sonst sind Portraite Bräkers vorhanden.

Mann im Toggenburg mit seiner Familie soll nun auch in H. Mayers Sammlung paradieren! Nun, ich laß' es geschehen.

Das mag vor ein Briefgen genug sein. Vergessen Sie meiner nicht, mein Bester! möchte doch der Himmel Ihnen ein bisgen mehr Muße und Freiheit gönnen, daß der arme Mann in seinen alten, kümmerlichen Tagen noch etwas von seinem Geschwiere genießen könnte. Ich bin überzeugt, daß es Ihnen an gutem Willen nicht fehlte, aber, aber — —

Verzeihen Sie mein freimüthiges Gewäsche, doch Sie sind ja dessen schon gewohnt. Viel herzliche Grüße von mir und den Meinigen an Sie, mein Theurster, und Ihre liebenswürdige Familie und an Alle, die sich die Mühe nehmen möchten, mir nachzufragen. Indessen verharre, mein theurster Herr Rathsherr, Ihr aufrichtigster Verehrer und Freund

Ulrich Bräker."

Hochsteig bey Lichtensteig
d. 30. Oktober 1793.

Im Januar des folgenden Jahres wurde seine ehemalige Liebste, die Anne (Selbstbiogr. p. 60 ff.) begraben. „Da tragt man dich hin — heißt's im Tagebuch — in die kühle Gruft. Ein Thränchen auf dein Grab und ein paar Worte an deinen Schatten ist Alles, was ich dir opfern kann. Nun sind es beinahe vierzig Jahre, seitdem ich dich kennen lernte. Dennoch war mir all' die vielen Jahre hindurch die Rückerinnerung an jene schuldlosen, seligen Wonnetage deines Umgangs wohlthuend und Labsal in widrigen Ehebegegnussen. Ruhe wohl in deiner Mutter Schoß! Dein Schatten schwebe friedlich in Elisäums ruhigen Gefilden!"

Um diese Zeit gab Bräcker den Baumwollenhandel auf und legte in Verbindung mit einem Schwiegersohn, Johs. Zwicki aus Mollis, eine kleine Indienne- und Nastücherdruckerei an. Sein Associe handelte niederträchtig an ihm. Dazu kam schweres häusliches Leid. Familienglück hat ihm nie geblüht. „Mein Weib bleibt das zähe, dürre, unbiegsame Weißleder, meine Söhne ungehobelte Buben

und die Mädchen zankſüchtige Dinger," jammert er an einem Ort. Es darf freilich nicht verſchwiegen werden, daß Bräcker ſeiner Frau Anlaß genug zu Klagen gab. Er huldigte nicht blos harmloſen Paſſionen. Ein Unglück um das andere kam über ihn. Seine älteſte Tochter und deren Mann brachten Schande über das alte Haupt des Vaters. Wegen Betrug und Diebſtahl kamen ſie ſchließlich in's Zuchthaus. Bräcker's Angelegenheiten verfielen nach und nach dergeſtalt, daß er im Frühjahr 1798 den Betrieb ſeiner Fabrik einſtellen und Zahlungsunfähigkeit erklären mußte. Dieſer Schritt geſchah nach vielen innern Kämpfen, die auf's eingehendſte in den Tagebüchern geſchildert werden, wobei Bräcker nicht müde wird, ſeinen eigenen Leichtſinn, der ihn zu unüberlegten Handlungen führte, anzuklagen. Im März verließ er die Heimat, wandte ſich zunächſt nach Konſtanz und richtete dann ein Zirkular an ſeine Gläubiger, worin er ſein Soll und Haben klarlegte: Die Paſſiva belaufen ſich auf 2589 Gulden, während die Aktiva nur auf 1900 Gulden angeſchlagen werden. Er empfiehlt ſeine Familie der Großmuth der Herren Kreditoren und begibt ſich dann nach Zürich, wo er trotz der politiſchen Verwirrungen, welche das Jahr 1798 brachte, die gewohnte gute Aufnahme fand. Nach 37tägiger Abweſenheit ſchleppte ſich der gebrochene und von da an kränkelnde Mann nach Hauſe. Die Gläubiger waren ſo billig, ihm Haus und Habe zu laſſen. In dieſer ſchweren Lage wurde der 1844 verſtorbene St. Galler Bankier Girtanner ſein Wohlthäter. Der letzte Brief an Füßli iſt vom 26. Juli 1798 datirt: es gehe dem Ende zu, er ſpüre das ſeit dem Frühling; aber mit Ruhe und Gelaſſenheit unterwerfe er ſich dem allgemeinen Loos der Sterblichen. Vielleicht könne es noch bis zum nächſten Herbſt andauern, vielleicht auch nicht. Und um dieſelbe Zeit macht er folgenden Eintrag in ſein Tagebuch: „Ich wünſchte mir immer ſo ein allmähliges Abſterben aller Kräfte, ein Reifwerden zum Sterben, wo man weltſatt, müde und matt ſich hinlegt und ſeinen Geiſt mit dem letzten Athem ausbläſt. Der große Friedrich ſagte, der geſchwindeſte Tod ſei der glücklichſte. Das laſſe ich gelten;

aber unter allen langsamen Todesarten dünkt mich doch diese die glücklichste, wo man so allmählig mit dem Tode bekannt wird und ohne Schmerzen ruhig und gelassen sein Lebensende erwartet. Ich habe das Zutrauen zu meinem überall gütigen Genius, daß er auch darin meine Wünsche erfüllen wird, mein Lebensende nicht in den schönen Frühling oder in die herrlichen Sommertage zu stellen, sondern mich lieber dem grauen Winter vor der Nase wegzuraffen." So geschah es auch. Am 11. September 1798 starb Ulrich Bräcker als armer Mann. „Der arme Mann im Toggenburg in Folio", hatte er einst in einem Briefe an Füßli unterzeichnet. Sein Tagebuch führte er bis zum 8. August und die letzten Zeilen gelten seiner „alten braven Frau".

„Nackend bin ich von Mutterleib kommen — schrieb er einst — nackend werd ich wieder in die Gruft wandern und von allem Weltplunder nichts mitnehmen, als etwa ein altes Leilachen, mich in Charon's Nachen vor Wind und Wetter zu schützen. Dann theile immer deine Schätze, alte, für mich verrostete Welt! Meine Schulden kannst du bezahlen oder eintreiben nach deinem Belieben. Ich werde von oben dem Kinderspiel ruhig zusehen." Von seinen Kindern haben vier den Vater überlebt.

Es erübrigt, von seiner Schriftstellerei zu reden. Der Drang nach Aufklärung, das Erbtheil seiner Zeit, überkam auch den ungebildeten Bräcker mit Macht und führte ihm allerlei geschichtliche, dann philosophische Werke, namentlich Lavater's, Möser's, Jung-Stilling's, Zimmermann's Schriften und endlich die Dichter in die Hand: Shakespeare, Milton, Rousseau, Klopstock, Goethe u. s. f. Aus jedem Buche, das er las, notirte er sich das merkwürdigste und machte seine unmaßgeblichen Bemerkungen über das Gelesene. Dann griff er selbst zur Feder. Zuerst 1768, in welchem Jahr er die Selbstbiographie unter Entbehrungen, nach harter Tagesarbeit, unaufhörlich von seinem Weibe angekeift, niederzuschreiben anhebt. In den siebenziger Jahren löste er einige kleine Preisaufgaben, welche die moralische Gesellschaft in Lichtensteig — deren Mitglied er wurde — ausschrieb, so z. B.

„über den Baumwollengewerb und den Kredit". Dann trat er 1788 in die Oeffentlichkeit, als Füßli, durch Pfarrer Imhof in Wattwyl auf Bräcker aufmerksam gemacht, die Herausgabe der Lebensgeschichte besorgte, und zwar zunächst im „Schweizerischen Museum" und dann im folgenden Jahr als besondere Schrift. Ursprünglich war dieselbe nur ein väterliches Vermächtniß an die Kinder, an den ältesten Sohn, und nicht für einen weitern Kreis bestimmt, obschon der Gedanke an eine Drucklegung nicht ganz ausgeschlossen blieb. Füßli aber sah, daß das Büchlein auch beim Publikum seinen Weg machen würde. Schriften philosophirender Bauern waren damals ein Modeartikel. Der Leser kennt den Inhalt der Geschichte aus dem zu Anfang dieses Aufsatzes Mitgetheilten. Es läßt sich nicht läugnen, daß der mittlere Theil derselben, von der Heimkehr Bräcker's an, weit entfernt ist von der anmuthigen Frische der Jugend- und Wanderjahre; die Schilderung verläuft in's Trost- und Haltlose, und erst gegen den Schluß nimmt die Darstellung wieder den frühern Aufschwung.

Nun darf man aber nicht vergessen, daß in der gedruckten Autobiographie nur, was den Inhalt derselben betrifft, das Werk Bräcker's vorliegt; der Antheil des Zürcher Schriftstellers in Bezug auf die Form ist ein ganz bedeutender, und Bräcker dankt Füßli beständig dafür, daß er sein holperichtes Geschmiere so hübsch in's Geleise gebracht, demselben da und dort ein anderes Gewand umgelegt und manche Züge ausgebessert habe, bis das Ganze mit anderm Plunder die Welt habe passiren dürfen. Bräcker's Autograph der Lebensgeschichte ist zwar — wie schon erwähnt — verschollen, aber namentlich aus der Vergleichung der von Füßli redigirten Tagebücher mit den Originalien geht zur Genüge hervor, daß die Ueberarbeitung eine gründliche war; denn der arme Mann steht überall mit den Elementen der schriftdeutschen Sprache auf ganz bedenklichem Fuß. In unbekümmerter Naivetät schreibt er bis zum letzten Federzug: das Keind, der Preinz, der Weinter ꝛc.

Den ganzen Vorgang, wie die Autobiographie zum

Druck gelangte (vorerst im Museum, dann als Nachdruck in der Bürklizeitung), erzählt Bräcker im Tagebuch von 1788 (28. September):

„Mein Lebensgeschichtchen ist auf eine unschuldige Weis' vor den Augen einer Lesewelt im Druck erschienen. Das verhielt sich so: Ich habe dasselbe nebst dem letzten Tagebüchel unserm besten Pfarrer Imhof gezeigt; nach einiger Zeit fragte er mich, ob ich nicht dasselbe in das Schweizer Museum möchte einrücken lassen. Mir kam zwar dazumal kein Sinn daran, doch überließ ich's ganz seinem Gutfinden. Die Wahrheit zu gestehen, kam mir vorher oft der Gedanke ein, ich möchte etwa in Zukunft das Ding verbeßern, ein bisgen anders formen, und dann wohl auch drucken laßen, aber so fadennackend nicht, und doch kommt's jetz von Zeit zu Zeit stuckweise in dem beliebten Schweizer Museum heraus, und hat mir armem Autoren schon manchen Verdruß, aber auch manches Vergnügen gemacht.

Erstlich las ich den Anfang meiner Geschichte mit Vergnügen; mit innigem Wohlgefallen sah ich die schönen Verbeßerungen, die mein gütigster Herr Verleger damit vornahm, und doch wäre mir's nicht lieb gewesen, das Ding in jedermanns Händen zu sehen. Ich dachte: ha, das Museum wird doch hier nicht allgemein bekannt, nur einige Wenige lesen's, und diese werden den Verfaßer nicht errathen. Das Ding war gut. Einsmals ward's Alarm; in der ganzen Nachbarschaft hieß es, ich stünd in der Zeitung, man zeigte mit den Fingern auf mich; meine Jungen kamen daherschnaufend: um Tausendgottswillen, Vater, was machst du, sagten sie, was die Leute da murmeln, sticheln und kichern, du stündest in der Zeitung! (Sie und viele Andere stunden in dem Wahn, ich stünde auf die Art in der Zeitung wie ausgetretene entloffene Diebe und Spitzbuben ꝛc.) A, bitte Vater, was ists? Das war mir ein Räthsel; dachte immer, die Leute hießen das Museum eine Zeitung, und doch konnt' ich nicht begreifen, wie das Museum hier so bekannt sein könne. Ich ließ es gut sein, that, als ob ich nichts wüßte. Endlich sagte mir's mein l. Pfarrer: Herr Bürkli in Zürich drucke mein

Geschichtchen in seiner Zeitung nach. Das fuhr mir durch Mark und Bein; nun wußt ich's, was es war, denn von Bürkli's Zeitungen war mir nie eine zu Gesicht gekommen, obschon sie andere in meiner Nachbarschaft lasen. Was sollt ich anfangen? So konnt ich's unmöglich hingehen lassen, und doch war ich armer Tropf zu wenig wichtig, es zu hindern. Ich bat also meinen guten Pfarrer, unverzüglich auf Zürich an Herr Bürkli zu schreiben, welches er auch sehr fein, aber nachdrücklich that. Der Erfolg war gut, es unterblieb von dato an. Gleichwohl mußte ich noch Manches hören, das einem eckeln Ohr sehr empfindlich gewesen wäre. Einige nahmen mich in Gesellschaften ziemlich derbe mit. Das Beste war, daß nichts an mir klebte. Doch hab ich diese Tage über ein Gespräch verfertigt als Anhang zu jenem Geschichtchen. Mit der Zeit können jene Splitterrichter die Nase auch drein stecken. Mein eigen Hausvölkli gab mir auch manchen Verweis, doch die schieb ich immer dem Unverstand auf den Nacken. Das wäre nun also das Widrige. Nun muß ich auch das Erfreuliche erzählen, welches jenes weit überwiegt. Erstlich sagte mir mein guter Pfarrer von Zeit zu Zeit, daß mein Geschmier gelesen werde, daß es einigen Beifall fände; das that schon wohl. Es kamen auch fremde Reisende zu unserm Pfarrer, die das Original von dem armen Stümper gern sehen möchten. I nu, deßen wäre ich wohl gerne überhoben gewesen, doch meinem besten Pfarrer zu Gefallen machte ich mir auch nicht viel draus, stellte das Ding von Mensch hin, wie's der liebe Gott hat wachsen laßen, und am Ende ward's mir alle mal noch Vergnügen, so schöne feine Herren zu sehn, auch ein Wörtchen mitzuschwätzen, da sie sich so gütig zu meiner Wenigkeit herabließen."

„Eines Sonntags im Juli machte mir unser Pfarrer den Auftrag, auf Wyl hinab zu gehen. Herr Rathsherr Füßli von Zürich war dort, bei der Vorstellung seines Schwagers zum Vierorten-Hauptmann. Er hatte unserm Pfarrer einen Besuch angesagt; nun war ihm dran gelegen zu wißen, auf welche Art und mit was für Gefolg er unser armes Toggenburg beehren würde, daß er einen

so werthen Gast so anständig als es sich hier thun läßt empfangen möchte. Ich kam schon morgen 8 Uhr auf Wyl, voll Spekulationen und der heißesten Begier, so einen guten, lieben, berühmten Herrn kennen zu lernen. Ich fragte denselben unter den vielen hübschen Herren am Hofe aus, übergab ihm das vom Pfarrer mitgebrachte Briefchen, welches ihm ohne Zweifel wird gesagt haben, daß ich der arme Stümper von wildgewachsenem Autoren sei. Herr Rathsherr Füßli's erster Anblick würkte schon simpathetisch auf mich armen Wurm. Ha — dachte ich — ein mittelmäßig großes Männchen, aber ganz gewüß eine große Seele. Er machte mir beim Durchlesen des Briefchens ein gar gütiges Kompliment, welches ich freilich stockfischmäßig genug erwiederte. Seine Geschäfte erlaubten kaum, mich meines Auftrags wegen zu berichten. Seine liebe Gemahlin sah ich nur in der Kirche, wo ich und viele Frömde ihren gottesdienstlichen Prozeßionen zusahen. Mit inniger Zufriedenheit und vergnügt machte ich mich bei guter Zeit wieder auf den Heimweg, um noch denselben Abend unserm Pfarrer zu rapportieren. Sagte ihm, daß H. Füßli nur mit seiner lieben Gemahlin allein kommen werde, entweder in der Kutsche, oder gar zu Fuß. Montag, es war den 7. Juli, welchen ich unter die glücklichen Tage meines Lebens zähle, kam würklich der Menschenfreund Füßli sammt seiner zarten Ehehälfte in unserm verachteten Lichtensteig an, stieg beim jungen H. Rathsherr Steger ab, und, was kein Mensch gedacht hätte, kam gar das theuerwerthgeschätzte Paar Nachmittag über die Thur zu Fuß, nebst unserm herzlieben Pfarrer und Rathsherr Stegern auf die Hochsteig, dem armen Näbis-Uli einen Besuch abzustatten. Welch eine Herablaßung! Man kann denken, wie wohl es mir that, aber auch, welch Bauchgrimmen es meinen Scheelblickern machte: ein armer verachteter Mann im verborgensten Erdenwinkel soll einen Besuch von solch einer angesehenen Gesellschaft, von so auserlesenen Menschenfreunden erhalten! Das kann der auf sein bisgen Vermögen stolze, brutale Nachbar nicht verdauen. Was schiert's mich? — Mir that's wohl, so daß ich dachte: thut Gunst und Gewogenheit solch an-

gesehener Menschen schon so wohl, wie vielmehr sollte Himmelsgunst, Gewogenheit des unsichtbaren Allgütigen meine Seele erfreuen! Macht mir beim Nachdenken auch würklich manche Wonnestunde, aber doch ist diese nicht so nah, so körperlich fühlbar, wie jene. H. Rathsherr Füßli und sein zartes Liebchen waren zum Entzücken freundlich und liebreich gegen mich und die Meinigen. Er that unterschiedliche Fragen, welche ich freilich nach meiner angebornen Unbesonnenheit links genug beantwortete. Aber große Seelen kehren sich nicht daran. Ich gab diesen werthen Gästen das Geleit bis zu unserem Pfarrhaus, hätte dieselben herzlich gern nach Zürich begleitet, werde diese mir theuren, aber mir allzu kurzen, flüchtigen Augenblicke all mein Tage nicht vergessen. Gotteslohn Ihnen, meine Theuersten, und allen edlen Seelen, die einem armen empfindsamen Menschen Freude machen.

Unserm herzlieben Pfarrer war's gewiß auch Herzensfreude, solch rare, in unserm Toggenburg seltene Gäste zu bewirthen. Denn das gieng über meinen Horizont. Schmalz und Brod, Milch, Cafe und ein bisgen sauren Wein, damit könnte ich zu jeder Zeit ein bisgen aufwarten, sonst, — — doch würklich nahm das zarte Ding ein bisgen Milch von der Hand meiner Frauen an, und H. Füßli schmauchte ein paar Pfeifgen von meinem Haghauer Tabak. Es freute mich und seither ist mir dieser Tabak lieber. Noch mehr: Herr Rathsherr Füßli machte mir durch unsern Pfarrer den Antrag von einer Discretion für mein Geschichtchen und mein Tagebüchel; welches ich erst unbesonnen und närrisch genug ablehnte aus unzeitiger dummer Großmuth; welches ich aber bei reiferem Nachdenken bald einsah und bereute; solches meinem lieben Pfarrer in einem Billet zu verstehen gab, der dann sogleich die Mühe für mich auf sich nahm, an H. Füßli zu schreiben, und mir vorerst 10 Louis d'or auswürkte, und mir's eigenhändig überbrachte. Da denke man, was es mir für Freude machte! Obschon ich von jeher ohne die geringsten interessierten Absichten meinem Schreibehang gefolget, und vieles von meinem Geschreib für Nichts hingab und nichts werth glaubte, um desto mehr war's mir

Freude, sonderlich bei meiner dermalen ziemlich kritischen Glückslage und Geldmangel. Und gewüß hat mir dieß Geld schon mehr genützt, als der Betrag macht. Dann, weil's überall laut wurde, und die Sage das Ding 2 bis 3 mal vergrößerte, so mußte es erstens meinen ziemlich wankenden Credit stärken, 2tens mir mehr Freiheit verschaffen, meinem Schreibehang zu folgen, weil ich zuvor jedes Weilchen nur wegstehlen mußte; 3tens, was mir das Liebste ist, hat es meinen Enthusiasmus angefeuert, meiner Schreiblaune ferner freien Lauf zu laßen, so der Herr Gesundheit und Leben schenkt."

Wie die Toggenburger über das erste Debut ihres Landsmanns geurtheilt haben, geht aus dem obenerwähnten Gespräch hervor, welches im Tagebuch vom 8. April 1788 enthalten ist und nach Bräcker's Versicherungen — ein Freund, hier sein Vertheidiger Andres, hinterbrachte ihm dasselbe — nach der Wirklichkeit aufgezeichnet wurde. Man halte hiezu übrigens den ähnlich lautenden Dialog zwischen Peter und Paul im Anhang zur gedruckten Lebensgeschichte.

„Balz. Was doch die Zeitungsschreiber vor Hungerschlucker sind! Da sieht man's. Ich hätt's doch nie glaubt, daß sie dergleichen Narrheiten, Hundsfütereien in ihre Blätter aufnähmen! Kein Wunder, daß ich nichts auf ihr Geschreib halte. Wissen die Kerls dann sonst nichts zu schreiben?

Andres. Was, was? Von was ist dann die Rede?

Balz. Hast dann die Bürklizeitung nicht gelesen, wo da der läppische Kerl als Anhang hinten an steht und alle Leute, die ihn kennen, das Maul rümpfen?

Andres. Das ist mir das erste. Nein, ich weiß kein Wort, hab' auch nichts gehört und die Bürklizeitung les ich nicht, auch keiner von meinen Nachbarn.

Balz. Grad so gut. Wenn nur solch Lumpenzeug drin steht, ist sie nicht lesenswerth. Beim G. im Städtli kannst sie lesen. Wirst dich ärgern, was gilt's!

Andres. Aber um Gottswillen, was ist's denn? Noch weiß ich nicht, von was oder von wem die Rede ist. Möcht's doch deutlicher hören.

Balz. So höre denn! Der Anfang heißt: Geschichte eines armen Manns im Toggenburg. Da wird's denn keinen Wunder nehmen, wer der arme Mann sei, weil er gleich anfangs vom Näbis zu erzählen anfangt. Du wirst doch die Näbis ja kennen.

Andres. O ja, gar gut und der, welchen du meinst, ist ja mein Nachbar. Aber das, so von ihm soll in der Bürklizeitung stehen, das kann ich nicht begreifen.

Balz. Nicht begreifen! Ja wohl, nicht begreifen! Das ist doch gut begreifen. Hast ja schon lange von dem Hochmuthswitznarren gehört, daß er seine Nase in alle Bücher stecken will und selbst Tagbücher und andere Narrheiten schreibt und daß er sich aus Hochmuth in die Büchergesellschaft eingezwängt hat; aber daß er jetzt gar seine Bocksprünge in den Druck gibt, als ein Kerl von Bedeutung in der Welt will Figur machen — macht einem Bauchweh.

Andres. Nun ja, ich kenne den Mann und kenne den Bürkli. Des Manns Schreib- und Lesehang ist mir bekannt, aber daß er dem Bürkli seine Geschichte in die Zeitung einzurücken übergeben habe, das kann ich in Ewigkeit nicht glauben. Gesetzt aber, er hätt's gethan, wär' er deßwegen doch kein schlechter Kerl. Ihr seid gar bitterbös auf den Mann, Balz! Was hat er Euch dann gethan oder in den Weg gelegt?

Balz. Gar nichts, im geringsten nichts! Aber ich kann's dem Narren nicht vertragen, so naseweis zu sein. Er und seine ganze Familie sind arme verachtete Hudler. Seine Eltern konnten sich des Bettelns kaum erwehren, ließen alle ihre Kinder ohne die geringste Bildung wild aufwachsen. Dieser, als der älteste Lappe, gieng in den Krieg, kam aber bald wieder, noch läppischer, heim, nahm ein Weib, schad um's Weib! fing den Bauelgewerb an und verstund kein Dreck, wär' einmal bald zum Lumpen worden, hat noch jetzt keinen Hund aus dem Ofen zu locken!

Andres. Ganz sonderbar! Aber ich habe doch mein' Tage noch nie gehört, daß unverschuldete Armuth schändlich sei; sonst wüßt' ich dieser Familie nichts anzuheften.

Balz. Nichts. Ich auch nicht. Aber daß der Mann da sich will auszeichnen, aus seiner Bettelfamilie vorstechen, eine erztölpische Geschichte in die Welt 'nein schreibt, als wenn's, weiß Gott, was wäre: das sollt' man dem Narren nicht gestatten. Ich bin nicht der einzig, der's sagt, glaub's nur, Andres, der Kerl ist das Gespött der ganzen Welt und wenn die Herren nicht selbst auch Narren wären, hätten sie nicht noch Wohlgefallen an solch einem Lausjunker und seinen Firlifazen. Seine eignen Freund' spotten seiner.

Andres. So geht's in der Welt. Wenn einer sich aus dem Staub erheben will, schlagen seine Kameraden und Bekannten mit Händ und Füßen drein, ihn wieder in den Dreck zu stampfen. Aber hier ist das nicht der Fall, glaub's nur Balz, du bist letz berichtet. Ich will dir sagen, wie das Ding zugeht. Daß der Mann viel schreibt, ist wahr. S'ist Hang und Drang. Aber nur für sich, ohne einige interessirte Absichten, als etwa für seinen Nachkömmling oder seine vertrautesten Freunde. Sonst legt er seinen Schreibereien gewiß selbst keinen Werth bei, erkennt gar gerne seinen niedrigen unwissenden Laienstand, ist so gerne unbekannt als Einer in der Welt. Daß etwas von seiner Lebensgeschichte in der Bürkli-zeitung kam, ist gewiß nicht seine Schuld. Dem Pfarrer hat er freilich etwas von seinem Geschreib gezeigt, wie billig; ihm allein hat er's — nicht gar gern — erlaubt, etwas davon in das Schweizerische Museum einzurücken. Da geht Bürkli und druckt es in seiner Zeitung nach — freilich nicht brav — daher der Teufelslärm. Ich habe selbst gesehn, wie der arme Mann in Feuer und Flammen gerieth, als er's vernommen hatt'. Das war doch nicht seine Schuld.

Balz. Also hat er's doch zu drucken erlaubt! Das dacht' ich wohl. Ha, wie sich der Kerl zu verstellen und bei den einfältigen Herren einzuschmeicheln weiß.

Andres. Er hat geglaubt, das Schweizerische Museum werde hier gar nicht oder doch nur selten, etwa in Pfarrhäusern, gelesen, und so wär's auch, wenn nicht der heimtückische Bürkli ihm diesen fatalen Streich gespielt.

Balz. Sehr wohl, du bist sein Fürsprech, aber ich sage dir rund heraus: der Hudler konnte seine Sudlereien bleiben lassen, müßt' mir auch nicht seine Nase in alle Bücher stecken. Würde er sich dafür auf's Arbeiten legen (dann zum Handel taugt er nichts), würde er für Weib und Kinder besser sorgen und auf's Alter besser hausen! Der Kerl muß gewiß im Alter betteln gehn. Seine Jungen taugen auch all' nichts. Sein Weib dauert mich.

Andres. Nicht so rasch und lieblos geurtheilt! Uebrigens ist er freilich nicht der Mann, der nach Reichthum strebt; sonst trachtet er aber, mit Gott und mit Ehren durch die Welt zu kommen. Glaube gewiß, die Vorsehung werde ohne sein Sorgen gleichwohl für ihn sorgen, so wie für seine Jungen, an denen er thut, was er kann.

Balz. Blas mir den Hobel aus! Bist ein Narr wie der andere!"

Mit großer Freude erzählt Bräcker im Tagebuch von 1789 (22. Mai), wie er aus Zürich 12 Exemplare von seiner als Buch erschienenen Lebensgeschichte erhalten und mit welchem Wohlgefallen er dieselbe durchnascht habe, nicht seines Geschmiers, sondern der vielen schönen Verbesserungen und Anmerkungen wegen, welche sein Herausgeber und Abgott Füßli mit Meisterhand angebracht hätte. Mit seiner Ehehälfte — die allerdings hier nicht im besten Licht erscheint — sei er nach dem ersten Anfall ihrerseits im Reinen; die kräftigsten Brocken (von der guten Seite) habe er ihr selbst vorgelesen, worauf sie erklärte, in Zukunft solche Hausplackereien doch lieber „überhüpft" zu sehen.

Das gedruckte Tagebuch (zweiter Theil der sämmtlichen Schriften, 1792), mit dessen Sichtung und Verarbeitung Füßli noch größere Mühe hatte, steht an Werth der Lebensgeschichte weit nach. Sein Inhalt ist oft platt und öde, bisweilen absurd und man muß es dem Herausgeber zum Verdienst anrechnen, daß er den ungestümen Bitten Bräcker's (der sich allmälig auch die Süßigkeit des Schriftstellerhonorars schmecken ließ), Füßli möchte eine neue Auswahl aus den übrigen Schreibereien

veranstalten, widerstand. Noch wenige Tage vor seinem Tode klagte Bräcker seinem Füßli: „es werden immer und alleweil Schriften und Bücher gedruckt, gekauft und gelesen, nur von den Hirngeburten des armen Manns will nichts mehr zum Vorschein kommen!"

Wie Füßli die ihm vorliegenden Manuskripte Bräcker's umformte, wird am besten aus dem Abdruck einiger Originalstellen aus den Tagebüchern klar, wozu man dann die Redaktion Füßli's halte.

1779, 5. Februar.*) (Sämmtl. Schriften, II. Theil, p. 100.)

„Ich bin ein verzagter Hasenfuß; kaum ist's mir um und wohl, hinden und vornen genug, und mir kommt etwas links, quer in die Rechnung, so ist der vertrackte Unmuth schon da. Ein Selzlig kommt und sagt, mein Garn sei kein Blutzger werth, kein Mensch könne es weben. Ha, so denk ich schon, jetzt ist's aus. Eine Speineri (Spinnerin) steht von mir ab; bald denk ich, nun werden's alle so machen. Frilig, das sind mir Stücke vom Brodtkorb; doch es sind nur kleine Anfähle, von denen ich mich bald erhole. Bald denk ich, das Schwerdt frißt hüt hie, morgen dort; eins geht, 's ander kommt; jeder Tag hat seine eigne Plage.

Zwei alte ehrliche Dürrwälder traten hüte in mein Stube mit einer Geige und einem Hackbrett. Packt euch, schnirzte meine Frau, wir brauchen keine Spielleut! Husch kamen meine Jungens zu mir: A, bitte Vater, laß ein bisgen machen! „Ja, macht was her!" Wie wohl that das Gekritzel den jungen Ohren! Und mir altem Stock — ha, da kommen nun auf einmal alle Jugendsprünge in Kopf, wo ich ehmals in teutschen Städtchens herum trillerte. Aber zletzt ist mir genug gehackbrettlet worden; und hüte hat mir mein Weib drauf aufen**) auch gehackbrettlet. Ha, was thut's, um 2 Kreuzer den Jungen

*) Die Handschrift des Tagebuchs von 1779 befindet sich im Besitz des Herrn Bankkassier Anderegg in St. Gallen.

**) Hernach; Füßli gibt dafür; „auf meinen Buckel!"

ein Vergnügen zu machen; sie haben's sonst wenig genug!"

19. Februar (bei Füßli II, 112).*)

„Gottlob, mein Tagwerk ist gethan! am Morgen hat's gekracht!
's ist gut, man kann's verrauchen lan, wann man ist aufgebracht.
Ich geh' ein Bisgen auf die Seit', und denke, sing und pfeif',
Und denk', so weit ich kann, so weit, bis ich was anders greif'.
Ich dachte freilich allerhand, dacht' auch, 's wär ein Laxier,
Die Hagelsucht ist doch ein' Schand, ein bös Weib sei ein Thier;
Doch dacht' ich, ha, was liegt daran! Du bist auch nicht so frei,
Laß poltern, wer nur poltern kann: d'Frag ist, wer 's besser sei!
Genug. Ich schreibe nicht gern viel, wann ich marode bin:
Die süße Ruhe ist mein Ziel. Wie froh leg' ich mich hin!"

1. und 2. März (fehlt bei Füßli).

„Stockfischfressen geht jetz stark im Schwang bei Reformirt und Katholisch. Gester sah ich manche Blatten voll tranchiren; das machte mir mehr Appetit, als ich sonst hatte. Aber sie machen Durst und wie's geht — freilich könnte man Wasser trinken, aber der Wein ist eine anzügliche Sache, und wann er den Kopf ein Bisgen eingenommen, dann wird's eim gar zu wohl, und wann's der Geiß wohl ist, geht sie auf's Eiß und bricht ein Bein. Nein, vom Beinbrechen weiß ich nichts, aber grämen thue ich mich, daß ich ein Bisgen närrisch war. Doch wär ich alsdann ein recht gütiger Mensch, würde offene Tafel

*) Füßli scheint übersehen zu haben, daß diese Stelle Verse vorstellt.

halten und machen, daß jedem armen ehrlichen Tropf so wohl würd', wie mir!"

11. März (Füßli II, 120).

„Mögen's doch ewige Wiederholungen sein, doch kann ich's nicht lassen. Der Himmel freut mich, die Erde freut mich, jeder neue Tag rührt mich. Ihr hellglänzende Tage, auserwählte Nächte! Nein, ich kann nicht schweigen, ich muß euere Reize beschreiben. Aber ich finde nicht immer Worte, Worte, die das Entzücken meines Gemüths ausdrücken, wann alle Morgen ein neuer Tag so allgemach, so liebreizend, so freundlich hinder den Bergen herauf schleicht, die funkelnde Aurora sich verliert, und's heller und heller und immer heller wird, bis die holde Sonne hinter den Hügeln hervorflammt und ihre goldfarbichten Strahlen über die schattichten Thäler herüber wirft und die erhabnen Haine beglänzt, dann höher und höher, immer höher walzt, bis sie im vollen Mittag unsere falbe Fläche bescheint, unsre Fluren ihre kahlen Stirnen so herhalten, hie und da grüne Büschel Kräutgen tief heraus gucken und passen, bis Zephir wehet und einen Frühregen erzeugt. Dann wälzt sie sich nach den Antillen hinüber, die Hügel verlängern ihre Schatten, sie sinkt so allgemach hinter die Berge hinab, vergoldet sie noch und wirft uns zum Lebewohl, den letzten Liebesblick, das reizende Abendroth, zu. Dann folgt die holde Dämmerung, wo die Seele hinaufsteigt, in der dünstigen stillen Sphäre verliebt herumirrt, aus den angenehmsten Flüßen Pison und Gihon Wonne trinkt, auf einem paradiesischen Hügel tausend glänzende Welten durchschaut, tausend ungesehene Dinge, die entzücken, die sich nicht beschreiben laßen, bewundert, wo sie staunt, tummelt, stundenlang staunt, und sich allgemach trunken auf diesem wollüstigen Eden verliert.

Wehe immer, kalter Nord, du bist gleichwol auch schön, reiner Odem des Höchsten! Alles ist schön, was dieser Ausbund-Künstler gemacht. Bald wirst du sanfter blasen, wann der Engel gegen Abend durch sein Blasehorn, durch deine Schneide bläst. O ihr tausendschönen Tage, ihr wonnevollen Nächte! Nein, meine Seele, du wirst nie in die Erde, in die Gruft hinunter steigen, du wirst immer

solche Tage küßen, der herrlichen Sonne nachflattern, und über derselben eine noch herrlichere erblicken. Du wirst jene glänzenden Welten durchwandern, ihre Bewohner werden dich entzücken; ihr nie gesehener, nie beschriebener König, der auch dich schuf, wird dich laben. Aber ich habe mich diesseits noch nicht genug ergötzt an deinen majestätischen Werken, göttlicher Meister! Verzeihe die Ausdrücke deinem Wurm, der sich bei deinen Füßen', auf deinem Schemel herumwälzt und sich froh in Wohllüsten badet, indem er dich anbetet, und all dein Gemächt bewundert! Gieb doch, ewige Allmacht, gieb doch diese Wohllust vielen von deinen Geschöpfen zu genießen, denen die im finstern herum trampeln, Freude suchen, und immer Elend über Elend haschen!"

Der Beifall des Publikums hatte nach Erscheinen des Tagebuchs offenbar nachgelassen. In der „Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek" von 1794 (neunter Band, erstes Stück, p. 65) befindet sich eine strenge, aber sehr treffende und verständige Besprechnng desselben. Dieselbe Zeitschrift hatte s. Z. die Lebensgeschichte freundlich belobt.

„Wenn jeder Mensch, der mit der Hand oder den Zehen, oder mit den Zähnen eine Feder halten und Buchstaben malen kann, auf den tollen Einfall käme, alles aufzuschreiben, was er den Tag über gedacht oder nicht gedacht, gethan oder nicht gethan, gesprochen, gelitten, gehört, gesehen oder empfunden hätte, oder unter gewissen Umständen würde haben sprechen, leiden, hören, sehen und empfinden können — traun! es würde, wenn auch nicht immer unterhaltend und lehrreich, doch gewiß tolles Zeug genug zu Tage gefördert werden. Glücklicherweise haben die wenigsten Menschen hiezu Lust und Zeit. Und das ist gut. Denn oft genug würde nichts besseres an den Tag kommen, als was wir hier aus den Tagebüchern des armen Mannes im Tockenburg erhalten. Und das ist sehr wenig Gutes oder auch nur Erträgliches, und auch dieses Wenige zum Theil herzlich matt, zum Theil überspannt und schwärmerisch. Wer nicht ganz ohne Sinn und Gefühl sein Erdenleben durchvegetiert, hat ja wohl auch ohne Studium bisweilen einen guten gesunden Einfall, der

verdiente auf's Papier geschrieben zu werden. Aber ganze Jahrgänge von solchen Tagebüchern zu drucken — in der That, das ist zu arg. Den Nutzen davon sehen wir nicht ein, besonders wenn sie nichts besseres enthalten als das Tagebuch des armen Mannes im Tockenburg. Zur Charakteristik des Mannes und als Beitrag zur Psychologie und Menschenbildung wären einzelne Fragmente, vielleicht der dritte Theil von dem, was hier geliefert ist, hinlänglich gewesen. Das Ganze hat so ziemlich einerlei Physiognomie, das Exzentrische und Schwärmerische blickt allenthalben, selbst durch die dazwischen liegenden guten und wahren Gedanken durch. Nun, das Büchlein wird doch wohl seine Leser und Beklatscher finden, so gut wie Lavater's Tagebuch sie fand, und wem dergleichen behagt, je nun, dem wünschen wir unser Prosit! Uebrigens sind wir in Ansehung des armen Mannes im Tockenburg der ohnmaßgeblichen Meinung, daß er als Schriftsteller gar nicht auf seinem Platze stehe. Ein jeder lern' seine Lektion, so wird es wohl im Hause stohn."

Was bei Lebzeiten Bräckers sonst noch von ihm gedruckt wurde, beschränkt sich auf einige Beiträge zu seines Freundes Ambühl „Brieftasche aus den Alpen" (Zürich 1780 bis 1782). Es sind einige unbedeutende Dialoge, eine von Bräcker namentlich kultivirte Form, ein „Gespräch über Armuth und Reichthum" (I, 45 ff. mit U. B. unterzeichnet) und „Baurengespräche" (II, 93).

Erst in neuerer Zeit ist sein Shakespeare-Büchlein bekannt geworden, das in der That eine kleine Merkwürdigkeit ist. Der große britische Dichter war sein Liebling unter den Poeten. Er lernte ihn in der Wieland'schen Uebersetzung kennen. Der noch vorhandene Katalog der Lichtensteiger Bibliothek zeigt, daß Bräcker von 1776 bis 1792 fast ununterbrochen mehrere Bände Shakespeare, wo nicht alle zwölf zusammen, zu Hause hatte. 1780 schrieb er seine Einfälle und Urtheile über die unzählig oft gelesenen Dramen nieder. „Himmel, welche Dummheit! — so hebt er an — ein ungelehrter Tropf, ein grober Tölpelhans, ein Flegel, der irgend in einem wilden Schneeberg von zwei Klötzen ausgeheckt worden, der weder Erziehung

noch Talente hat, so ein Block erfrechet sich, an dem größten Genie sich zu vergreifen, sich an den größten Mann zu machen und seine Schriften zu kritisiren, die von der ganzen gelehrten Welt bewundert und angebetet werden. Himmel, bewahre mich! Nein, mein hochgelehrter Herr, ich würde zittern, wann mir irgend ein kritisches Wort entwischen sollte, wann irgend ein tadlender Gedanken in meinem Busen aufsteigen sollte. Ich ehre diesen großen Mann so sehr, als man einen Verstorbenen ehren darf und wünsch' ihn in jener Welt anzutreffen. Das Glück, seine Werke zu lesen, bringt mir diese Zeilen zu seinem Lobe ab, und wenn Shakespeare noch lebte, würde er dies unmündige Lob nicht verachten, vielleicht mich zwischen den Rippen kennen und lächelnd ein gütiges Urtheil fällen. Nein, nur über alle Theile etwas, nichts Kritisches, nur Gefühl, Empfindungen, Gedanken bei diesem und jenem Stück — mit diesem lieben Mann reden, als wenn er bei mir zu Tisch säße. Ungereimte Fragen, ein: aber, oder: ich dachte, ich hätte gemeint, oder ein: warum doch, wird mir der gute William nicht übel nehmen." Und in der That ist das Ganze nur das Stammeln eines von der Größe des britischen Dichters völlig überwältigten Gemüths, aber um so interessanter, als damals Shakespeare in Deutschland noch lange nicht allgemein gewürdigt war. Die Art und Weise dieser Herzensergüsse mag z. B. aus dem Abschnitt über die „bezähmte Widerspänstige" (bei der Bräcker Anspielungen auf seine eigene „Widerbellerin" macht) erhellen:

„Lieber Petruchio, mache auch einen Besuch in unserm Land, ich will dir Kunden zuweisen, daß du davon leben sollst! Wann deine Rezepte probat sind, so will ich dich gebeten und ganz de- und wehmüthig ersucht haben, im Namen aller deren, die von Käthen geplagt und jämmerlich mißhandelt werden — deren ich ganze Legi onen kenne, in Compagnien vertheilt und ungleich montiert. Aber wenn du kommen willst, so laß uns doch wüßen und bringe ja gute Atestate mit, dann es sind einige unter uns sehr kleingläubig. Weil sie schon ihren Witz abgestumpft und alle ersinnliche Mittel umsonst verschwendet haben, so sind

sie so sehr verzagt, daß sie ehender glauben das Meer auszuschöpfen und Berge zu versetzen, als eine solche Zunge still zu machen. Ich zweifelte selbst schier an deiner Methode, wann ich dein Kätchen nicht in ein Schäfchen verwandelt sähe. Und dennoch will oft noch Zweifel in mir aufsteigen, daß ich argwohne, dein Kätchen möchte noch nicht vom rechten Leder, vom recht zähen Schlage sein."

Eine Stelle aus der Besprechung Hamlets:

„Alles übertrifft die Szene, wo die Todtengräber ihr Grab machen; gewiß, die Kerl könnten nicht netter gezeichnet sein; wie Hamlet und sein Freund Horatio so zusehen, wie die Kerls mit den Knochen und Schädeln herumspielen und sie so drüber kritteln und Schlüße machen. Gewiß Wiliam, du hast diese Scene auf einem Kirchhof gemacht — ich weiß wie da eim die Gedanken im Kopf rumwirbeln, wann das Todtengebrumm der Glocken durch die Ohren fahrt, und das Klaggeheul der Weiber und all die traurigen Feierlichkeiten so eindringen. Ja, ja Wiliam, da fahren tausend Gedanken durch den Kopf, die man sonst selten denkt! Dein Yorik, Hamlet, dein Yorik — ich weiß, wie nahe das geht, wenn man erst sieht die Knochen eines Vaters heraushudeln — wie das all durch die Seele fahrt! —

Ich möchte dies Stück auf der Bühne sehen spielen — und da dünkt's mich, ich woll's lieber so — meine immer, es sei schade drum. Gewiß, man muß es verderben — ich glaube nicht, daß man so leicht ein Gesicht finde, das zu Hamlets Charakter paßt. Königs und seiner Gertrude giebt's genug, Polonius, Rosenkranz und Güldensterns auch. Aber die Scene, wo der Geist in voller Rüstung auftritt, und wo die Todtengräber auftreten und man das sanft schlafende Täubchen zur Ruhe hinsenkt, die müßen gewiß verhunzt werden. Nein, so lebhaft kann's nicht vorgestellt werden, als wie man sich's vorstellt, wenn man's liest. Genug, Hamlet, du bist ein wundervoller Mann! Hätte dich nicht ein großer Künstler gemacht, so wärst du nicht was du bist — aber du hattest auch ein schweres Geschicke zu tragen."

Sein enthusiastisches Urtheil über den Dichter faßt Bräcker zusammen bei „Timon von Athen“:

„Großes Genie, göttlicher Dichter, du übertriffst alle deinesgleichen, alle Dichter, alle Schriftsteller, Autoren und Menschenkenner! Alle gelehrten Schwätzer müßen verstummen vor dir; die Physiognomiker erblinden mit ihren läppischen Schlüßen; kein Häärchen entgeht deinem durchdringenden Blick; nie wird man müde, deine Gemälde zu beschauen und bei jedem sagt man, das ist das schönste. Unter tausenden wollt' ich deine Züge kennen, und wann ich blind wäre, deine Geschöpfe unter tausenden am Ton kennen. Tausend Menschenmacher machen solche, die unter der Sonne nirgends da sind: mißgeschaffene Creaturen, die keine Originale haben, zerstümlete, geblezete Geschöpfe von zusammengerafften Stoffen. Du ahmst die Natur nach, und wer trifft sie wie du? Wo ist der Anatomist, der so zergliedert und weiß, in welchem Winkel die Krankheit steckt, und jedes Fieber am rechten Ort findet und ihm den rechten Namen giebt? Unsterblicher Wiliam, du hast mir mehr gesagt, als alle Bücher der Welt mir sagen konnten, du hast mich in Gesellschaft deiner Geschöpfe geführt, wo ich mehr hörte, als in allen Gesellschaften der halben Welt. Deine Personen haben die zierlichste Sprache, alle Ausdrücke von dir gelernt und doch reden sie der Natur gemäß und verfehlen ihres Stands und ihrer Lage nicht. Du hast mich böse, zornig, ergrimmt, oft fast rasend gemacht, du hast meine Brust aufgerißen, in Mitleid schmelzen gemacht, hast mich traurig, betrübt und melancholisch gemacht und alles wieder geheilt. Du hast mich ergötzt, lustig und fröhlich gemacht, daß mir tausend Stunden wie der angenehmste Traum verschwanden. Du bist mein Arzt. Wann Sorgen und Unmuth meinen Geist umhüllten, traf ich in deiner Gesellschaft Leute an, die mir so treffend an's Herz redten und allen Gram wegpredigten, Leute, die den geheimsten Schmerz von der Brust wegscherzten und mich gesund und muthig machten. Hastig that ich meine Arbeit, dann flog ich wie ein Pfeil auf die Bühne, um auf die ruhvollste Art die lehrreichsten Scenen zu sehen. Halbe Nächte verschwanden wie Minuten und

kein Schlaf kam in meine Augen. Jacobs Dienst um Rahel konnte nicht so geschwind und anmuthig vorbeifließen, als mir die Zeit bei deinen Spielen, wenn auch deren noch tausende wären. Andere Schwätzer, die neu und gelehrt sein wollen, schläferten mich ein; das hast du nie gethan, du immer munterer Geist, du last immer erwarten und betriegst nie; nie wird man müde, dich reden zu hören."

Auch in dichterischen Versuchen übte sich Bräcker fleißig. Er scheint die Absicht gehabt zu haben, ein Liederbuch für die Bauernsame herauszugeben. Dasselbe ist handschriftlich vorhanden und trägt den Titel: „Vermischte Lieder vor den Land-Mann. Oder Poetische Phantaseyen eines ungepflanzten wildgewachsenen Dichters. Geschrieben in Toggenburg'schen Gebirgen 1779." Von welcher Art diese Verszucht war, mögen einige Beispiele lehren.

Michel zum Sohn im März.

He, lustig Bub, der Frühling kommt,
S'hat mir die Nacht von Kirschen traumt,
Heu'r gibt's ein gutes Jahr;
Glaub's Bub, ich merk's den Vögeln an,
Wirst sehen, was der Aetti kann;
Trügt's mich, bin ich ein Narr.

Nur frisch und munter, sing' und pfeif',
Die Betzger von den Hosen streif,
Wir gehen morn in's Feld!
Wend schinden, brennen, Haberfä'n
Und dann zum Bohnenacker gehn;
Die Arbeit macht ein Held.

Heu'r g'rathet alles, was man pflanzt,
Daß man im Herbst vor Freude tanzt,
Bub, glaub dem Aetti nur;
Wirst sehn, wie schön bald Alles macht,
Daß eim das Herz im Leibe lacht,
Wann alles hübsch im Flor.

Geh' nur und schmeiß dein Rädchen weg!
Da gäbst du mir ein rechter Zwerg
Beim Ofen auf der Bank.
Wir g'nießen jetzt die reine Luft
Da Alles uns in's Felde ruft,
Da wirst du stark und schlank.

Bub zum Vater.

Juhe, nun werd ich wieder frei
Von's Mutter-Rädchens Schnurrerei,
Gelt Aetti, s'schneit nicht mehr.
Das Kiffen, Lärmen soli so
Ist mir verleidet, o wie froh!
Komm Aetti, d'Hauen her!

Heisa in's Feld, die Amsel singt,
Horch Aetti, hör', wie's lieblich klingt,
Juhe, jetz ist mir wohl!
Wir wend auch wacker Rüben sä'n
Und bald go Erdbirn stecken gehn
Ein ganzen Acker voll.

Ha, wacker pflanzen ist das best,
Biswilen such' ich s'Amselnest,
Jetz bin ich lauter Muth.
Wir säen Samen, was wir hend,
Daß wir au reichlich ernten chönd,
Im Herst ist Alles gut.

Wann ich au ehrlich hausen kann,
Dann werd ich auch ein Bidermann,
Gelt Aetti, gelt, s'ist wahr?
Wann man nur g'sund und ehrlich ist
Und wacker schaffet als ein Christ,
So fehlet eim kein Haar.

Sepple zur Schwöster.

Schwöster, du klagst deinen Magen
Wöll kein Klößgen mehr vertragen,
Nix von Schnitzen, nix von Kraut;
Schwöster, ich hett's nie geglaubt.

Schwösterchen, hör, was fallt mir ein,
Wirst ein Kaffe-Schlürpferin sein
Und dein Magen ist vergärwt,
Daß er nichts mehr Rauhes trägt.
Glaub mir, immer Kaffe schlürpfen
Wird dich früh in's Grabe stürzen.
Ich trink, was den Magen stärket,
Milch und Schotten besser schmecket,
Bleibe gesund und stark dabei,
Laß die Kaffe-Laugen sein.
Herren, Damen, Müssiggänger,
Bücherschreiber, Grillenfänger
Diesen sag' ich: Wohl bekomm's!
Schwöster, er ist nicht vor uns.
Kraut und Milch und Butterbrote,
Gsundes Wasser, gsunde Schotte,
Aller Arten Obst und Frucht,
Was uns nöthig, nicht gebricht;
Mit den kostbar frömden Sachen,
Schwöster, laß die Herren machen.
Uns soll unsre Erde nähren,
Bis man uns wird drein verscharren!

Im Tagebuch von 1774 kommen die verhältnißmäßig besten Verse Bräckers vor:

„Wenn ich gestorben bin, so soll man alsdann sagen:
Ein Wurm ist aus dem Koth in's Federbett getragen,
Ein stark verfolgt Gewild ist noch dem Hund entronnen,
Ein müd gejagter Hirsch ist in die Freiheit kommen;
Ein Vogel aus dem Schlag ist seinem Band entflogen
Und hat in freier Luft sein Bürgerrecht bezogen;
Die Maus, der um und um ist Gift geleget worden,
Das sie so oft versucht und doch nie dran gestorben,
Ist glücklich aus dem Haus, wo sie sich oft verstrickt,
In ihrer Mutter Schooß mit einmal eingerückt.
Ein armer Debitor, den wegen Schuldenlast
Schon seit geraumer Zeit der Kerker eingefaßt,
Dem hat ein guter Herr die ganze Post bezahlt" ꝛc.

Der ungedruckte literarische Nachlaß ist zur Kenntniß Bräckers nicht unwesentlich, aber sonst in jeder Hinsicht unerheblich. Das Beste möchten einige Gespräche sein, so ein „raisonirendes Baurengespräch über das Bücherlesen" von 1777 und ein kleines Drama „die Gerichtsnacht, oder was Ihr wollt, meinetwegen Baurencomödie, Baurenphilosophie, -Theologie, das Leben des Pöbels, Ehestand, lediger Stand, Baurengeschwätz, Raisonimang von Himmel, Erde und Hölle 2c. geschrieben bei nächtlichen Stunden im Herbstmonat anno 1780", Szenen aus dem Leben oft von erschreckender Rohheit. Namentlich die Tagebücher zeigen, wie sehr das bloße Schreiben bei Bräcker Manie geworden ist. Zunächst (seit 1770) bestehen diese Aufzeichnungen lediglich aus moralischen Betrachtungen und selbstquälerischen Grübeleien, langweiligen Ergüssen über den Gemüthszustand des Schreibenden; dann fängt er an, seinem Buche alle Tageserlebnisse, sie seien noch so unbedeutend und ordinär, einzuverleiben, endlich demselben zu beichten und die geheimsten Regungen einer roh-sinnlichen Natur mit unglaublicher Offenheit anzuvertrauen. Jetzt liest er seiner Frau schriftlich den Text, zieht weitläufige Vergleichungen zwischen ihr und sich, dann hält er Anreden an die Kinder oder stellt eine unerquickliche Selbstschau an, wenn ihn der Teufel wieder geritten hat. Am ausgiebigsten sind die Klagen über beständige häusliche Noth und über seine Geldverlegenheiten. Genau können wir hier den Bildungsgang Bräckers verfolgen: einer seiner Lieblingsschriftsteller — was als sehr bezeichnend hervorzuheben ist, — war Schubart, dem er auch mehrere Gespräche widmet. Außer diesem erscheint als häufige Lectüre der Don Quixote, der Vikar von Wakefield, Bahrdt, Campe. So wird er von einem Extrem zum andern geworfen und durchläuft beständig die Skala unbestimmter Gefühlsduselei, platter Nüchternheit oder frivoler Anwandlungen. Das Stärkste in letzter Beziehung hat der fünfundfünfzigjährige Mann geleistet. Er vermaß sich 1789, nach Art des Cervantes einen Roman „Jauß, der Liebesritter" zu schreiben, eine säuische Geschichte voll unerhörter viehischer Obscönität und haarsträubenden

Schmutzes, alles mit lüsternem Behagen ausgearbeitet. Es klingt ganz unglaublich, wenn man in der Vorrede liest, das Ding werde voraussichtlich nie publik werden, aber wenn auch: Wahrheit müsse Wahrheit bleiben. Ferner erzählt er Anekdoten, schreibt seinen verstorbenen Nachbarn strafende Nekrologe, spricht über die Welthändel: seit 1789 treten die Ereignisse in Frankreich in den Vordergrund, im Tagebuch von 1798 ist beachtenswerthes Detail über die französische Invasion, welche sich bis in's Toggenburg erstreckte, enthalten; er richtet Briefe an die europäischen Majestäten, so an die Könige von Preußen und von Schweden oder unterhält sich mit den Schatten Friedrichs des Großen und Josephs II. Alljährlich wenn's Mai wird, ist die Schreibwuth die ungemessenste, dann kommen Naturschwelgereien von überschwenglichem Schwulst, Apostrophen an die Kalenderheiligen, an Sonne, Mond und Sterne. Und das Alles redigirte er nach und nach für den Druck mit Vorreden, „Ansprachen an das Publico" und monatlichen Registern.

Im Ganzen ist der Eindruck, den man aus den ungedruckten Tagebüchern über den armen Mann gewinnt, ein unerfreulicher. Er gehört zu den Naturen, welche bei näherem Zusehen verlieren, ein Geschick, dem die Mehrzahl der Menschen unterworfen ist. Die unnöthige Offenheit, mit welcher er sein Innerstes bloßlegt, gereicht der Persönlichkeit eben nicht zum Vortheil. — Man hat Bräcker in neuerer Zeit allzusehr überschätzt. Urtheile, er zähle „unter die originellsten Originalgenies der Sturm- und Drangperiode", oder er wäre, „unter günstigern Lebensverhältnissen ein Klassiker seiner Tage, ein rechter Prophet im Reiche der Empfindung" geworden" — solche Urtheile sind weit übertrieben, unwahr. Eine gewisse biedere, kernhafte Ursprünglichkeit, scharfe Beobachtungsgabe, ein starkes Naturgefühl, naive Empfindung, herzliche Theilnahme an allem Schönen und Guten in der Welt wird ihm Niemand absprechen. Daß seine Darstellung nicht selten in's Derbe, Ungeschlachte, Rohe verfällt, sei ihm auch nicht verargt. Er spielt sich nicht kokett als den Naturburschen auf, sondern ist eine naive Natur. Redliches Wollen

fehlte nicht, aber dem Können waren unüberwindliche Schranken gesetzt. Nirgends fortschreitendes inneres Bildungsleben. Weiter als zur realistischen Erzählung seiner Erlebnisse ist er nie gelangt.

Sogenannte Bauernschriftsteller sind wiederholt aufgetaucht. Aber Keiner hat es zu einem ersprießlichen Ziel gebracht. Auch der arme Mann im Toggenburg nicht. Immerhin wird die Literaturgeschichte den Ulrich Bräcker auch fernerhin zu den merkwürdigern Vertretern der Volksliteratur, welche bedeutungsvoll von der Schweiz ausgieng, zählen.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 068204103